Gesammelte Schriften

von

J. G. Eberhard.

Zwölftes Bändchen.

Halle,
Rengersche Verlags-Buchhandlung.
1830.

Westold

und

sein Freund.

Von

A. G. Eberhard.

Dritter Theil.

Halle,
Rengersche Verlags-Buchhandlung.
1830.

Westold und sein Freund.

Dritter Theil.

Die Augen der Gräfin schwammen nicht selten in Thränen. Hastebeck versank aufs neue in tiefe, finstre Verstimmung. Mit Bekümmerniß blickte Westold nach Beiden hin.

Unerwartet rief Hastebecken eine Geschäfts-Angelegenheit des Grafen auf ein Paar Tage nach einer benachbarten Stadt. Am Mittag bekam die Gräfin einen Brief, zog sich in ihr entlegenstes Zimmer zurück, und ließ Westolden gegen Abend, unter einem schicklichen Vorwande, zu sich einladen.

Sie war, unverkennbar, in einer großen Gemüthsbewegung, als er zu ihr ins Zimmer trat. Zutraulich reichte sie ihm jedoch die Hand; und nach einer kurzen Einleitung, in welcher sie ihn ihres größten Vertrauens zu seiner Redlichkeit und verständigen Erfahrenheit in Rechts-Verhält-

nissen versichert hatte, ließ sie ihn sich gegenüber setzen, und sagte mit gedämpfter, doch fester Stimme: „Ich habe, nach vielfältiger, ernster Ueberlegung, und nach langem, schwerem Kampfe, einen wichtigen Entschluß gefaßt; und Sie, lieber Westold, sollen mir ihn ausführen helfen, oder wenigstens die Einleitung zu der Ausführung machen!“

Beklommen athmend, hielt sie hier einige Augenblicke inne, in welchen Westold ihr im voraus jede mögliche Dienstleistung zusagte. Dann fuhr sie, mit tief niedergeschlagenen Augen, zu sprechen fort: „Ich will — ich muß mich trennen von meinem Gemahl! und zwar ganz — auf immer — in unumstößlicher, gerichtlicher Form! Ich bin schon seit langen Jahren seine Gemahlin nicht mehr, und will so auch nicht mehr heißen. — Eine Ehe, wie die unsrige, ward nicht im Himmel geschlossen, und kann also, ohne Versündigung, nach weltlichen Rechten wieder aufgehoben werden. — Unterstützen Sie mich hiebei, lieber Westold, Sie, der Sie Advokat waren, und fortwährend der redlichste

Mann auf Erden sind — unterstützen Sie mich mit Ihrem Rath und mit Ihrer Feder!"

Westold, so sehr betroffen er auch war, sammelte sich doch nothdürftig, um die Frage zu thun, ob der Graf auch in Absicht ihres Entschlusses mit ihr einverstanden sey?

Lebhaft aufblickend, erwiederte sie: „Er ist es für den Augenblick noch nicht; ja er hat sogar jetzt eben den Einfall gehabt, mich zur Rückkehr zu sich einzuladen, und den Ton des zärtlichen Gatten und Vaters anzustimmen; aber er wird sich wohl bereitwillig zur Trennung erklären, wenn ich einen guten Preis bestimme, um welchen ich entschlossen bin, meine Freiheit zu erkaufen."

Westold wollte den ausgesprochenen, zärtlichen Gefühlen des Grafen das Wort reden; doch die Gräfin unterbrach ihn in steigender Bewegung: „O, sagen Sie mir nichts von dem zärtlichen Gatten- und Vater-Herzen dieses leichtsinnigen, herzlosen Wüstlings! Leider, gab es eine Zeit, wo ich Thörin genug war, ihn zu lieben; allein er hat mich nie, nie, nicht einen Augenblick

geliebt! Nur kurze Zeit vor und nach unsrer Vermählung heuchelte er — und zwar schlecht genug — daß er mich liebe, um gleich nachher in den Armen verworfener Buhlerinnen mein Gold zu vergeuden! Selbst unsre Tochter hat er nie geliebt, denn er hatte sich einen Sohn gewünscht! Vom Tage ihrer Geburt an, warf er daher nur gleichgiltige, oft finstre Blicke nach ihr hin! Nie hat er sie einer Liebkosung gewürdigt! Ja ich habe ihn, mehr als ein Mal, auf Blicken ertappt, in welchen sich eine unverkennbare Verhöhnung meiner Zärtlichkeit gegen das liebliche, unschuldige Kind aussprach!"

Hier versagte der Gräfin die Stimme, und große Thränentropfen rollten über ihr erglühtes Gesicht hinab. Dann, sich gewaltsam zu fassen suchend, fuhr sie mit ruhigerem Tone fort:

„Ich will ihm eine ansehnliche Jahres-Rente aussetzen, von welcher er standesmäßig leben kann. Aber weiter geht ihn mein Vermögen und die Verwaltung meiner Güter, dann nichts mehr an, so wenig, als die Erziehung Seraphinens. — Schreiben Sie ihm das, lieber We-

stold! Sie! Sie! Ich kann und mag es nicht!"

Mit warmer, ungeheuchelter Theilnahme betheuerte Westold, daß er keine Mühe und kein Opfer scheuen werde, wodurch er ihr wahrhaft nützlich werden, und mit Sicherheit auf ihr Lebensglück hinwirken könne. „Aber" setzte er behutsam hinzu — „bin ich wohl der Mann, der Ihnen in dieser unglücklichen Angelegenheit am nützlichsten seyn kann? Sollte nicht Hastebeck, der so viel über den Herrn Grafen vermag —?"

Hier hielt er inne, mitten in seiner Frage, weil es ihm nicht entging, in welche Verwirrung die Gräfin gerieth, sobald er Hastebecks Namen nannte. Er fühlte, daß er einen Fehlgriff gethan hatte, und schlug beschämt die Augen nieder, um das Erröthen der Gräfin nicht zu sehen.

„Nein, lieber Westold," nahm die Gräfin, nach einer ängstlichen Pause, wieder das Wort — „Hastebeck kann und darf in dieser Angelegenheit nichts thun, eben weil er uns — weil er ihm, will ich sagen — meinem Ge-

mahl zu nahe steht. Ein Dritter, ein Fremder muß zwischen uns treten! Jeder Andere eher, als Hastebeck! Nicht einmal berathschlagen möchte ich mit ihm. Ein Anderer könnte das wohl; nur ich nicht; ich nicht!"

Westold hielt die letzten Worte für einen Wink, daß er die Sache mit Hastebeck besprechen solle, und erwiederte: „Ich werde Alles reiflich überlegen, Frau Gräfin, und dann rathen und thun, nach meinem besten Wissen und Gewissen."

„Und ist mein Zweck erreicht:" sagte späterhin die Gräfin — „dann soll mir erst recht wohl werden in Aarhorst. Erst unter Euch, ihr guten Menschen, habe ich begreifen gelernt, was wahres, stilles Lebensglück ist! Ich bin hier von manchem Vorurtheil geheilt worden, und ihr habt mich überzeugt, daß es sichrere Führer zum Tempel des wahren Glücks, als Rang und Reichthum, giebt. Dafür gehört euch ewig mein wärmster, herzlichster Dank!"

Warm küßte Westold die Hand, die sie ihm hinreichte, und sagte ihr, im Abschiedneh-

men, noch manches Wort der herzlichen Theilnahme an ihrem Mißgeschick. Da wurde die Gräfin tief gerührt, und mit ihr wurde es auch Westold, und im Ueberströmen seines innigen Mitgefühls verirrte er sich zu den begeisterten Worten: „Muth! Muth, edle, unglückliche Frau! Ihrem tief verwundeten Herzen wird sein Lohn nicht fehlen! Eine neue, eine schönere —"

Er wollte sagen, eine neue, schönere Sonne werde ihren Lebenspfad noch erhellen, wenn das jetzige Sturmgewölk verweht sey, wobei er sich kein besonderes Ereigniß, kein bestimmtes Glück, höchstens ihre Freude an Seraphinens künftigem Lebensglück, dachte; allein die Gräfin — eine besondere, geheime Verwundung im Herzen fühlend, und wider Willen nach einem bestimmten Glücksziele schüchtern hinblickend — deutete Westolds Worte anders; und fürchtend, daß er laut aussprechen, wenigstens unverkennbar andeuten werde, was sie sich selbst nicht ohne Erröthen zu sagen vermochte, ließ sie ihn nicht ausreden, sondern unterbrach ihn schnell mit dem erschrockenen Ausruf: „Um des Himmels willen,

Westold! was denken Sie! Sprechen Sie so etwas nicht aus! Ich will ja nur eine Verbindung aufgelöst sehen, deren schmähliche Entheiligung mich schon seit Jahren mit Abscheu erfüllt hat!"

Der betroffene Westold, statt schnell etwas zu erwiedern, wodurch er dem Gespräch eine andere Wendung gegeben hätte, rief sich in Gedanken nur zurück, was er hatte sagen wollen, und erwiederte dann frei und ehrlich: „Die Frau Gräfin scheinen meine Worte anders gedeutet zu haben, als —"

„O nein! o nein!" unterbrach sie ihn rasch — „deuten sie nur die meinigen nicht falsch! — Aber genug für heute! Unser Gespräch hat mir schon Kopfschmerz gemacht!"

Sie war in einer so auffallenden Verlegenheit, weil sie fühlte, sich verrathen zu haben, daß sie, bei Westolds Abschiede, um ihm nur ihr glühendes Gesicht zu entziehen, sich nach der Klingelschnur wandte, und ihre Kammerfrau herbei klingelte. Westold, den jede Verlegenheit eines Andern mit verlegen machte, war froh, als

er das Zimmer hinter sich hatte, und unablässig verarbeitete er in seinem Kopfe das eben gehabte, verfängliche Gespräch. —

Am andern Nachmittag ging er Hastebecken weit entgegen auf dem Wege nach der Stadt. Auf einem Hügel ausruhend, im Schatten eines dichten Gebüsches, erwartete er ihn, hielt den raschen Reiter dann durch einen freundlichen Zuruf an, und ladete ihn zu sich auf den beschatteten Rasensitz ein. Froh überrascht, sprang Hastebeck sogleich vom Pferde, band es an einen Baum, und setzte sich unbefangen, zu traulichem Geplauder über die Kinder in Aarhorst, neben Westold hin. Doch Dieser leitete das Gespräch alsbald auf die Gräfin, und theilte dem Freunde den von ihr erhaltenen Auftrag mit.

In rascher Bewegung fuhr Hastebeck auf. „Scheiden!" rief er — „scheiden will sie sich lassen?! Auf keinen Fall darf sie das! Westold, Laß Dich nicht vom Satan plagen, zu einer solchen Verhandlung die Hand zu bieten!"

Westold betheuerte, daß er nichts weniger, als geneigt hiezu sey, und bat um guten Rath,

wie er aus der Klemme, in welche der Antrag der Gräfin ihn gebracht, sich losmachen könne?

„Lavire nur noch ein Paar Tage!" sagte Hastebeck jetzt mit ruhigerem Tone — „Das Wetter ändert sich wahrscheinlich unterdessen bei der Gräfin. — Im Vertrauen gesagt: der nächste Posttag bringt ihr gewiß einen ungewöhnlich zärtlichen Brief von dem Grafen, worin er sie einladet, wieder bei ihm in der Stadt zu leben."

„O!" antwortete Westold — „ein solcher Brief ist gestern schon gekommen, und scheint eben den Entschluß der Gräfin zur Reife gebracht zu haben."

Hastebeck horchte hoch auf, rieb sich dann die Stirn, und sagte unmuthig vor sich hin: „Ein Fehlschuß also! — Es ist tief hinein böse! tiefer, als ich dachte!"

Westold verstand nicht, wie diese Worte eigentlich gemeint waren, und erwiederte darauf, daß es, nach den Andeutungen der Gräfin über die Lebensweise ihres Gemahls, freilich böse um ihr gegenseitiges Verhältniß stehe, daß sie wohl

eine unglückliche Frau zu nennen, und es ihr daher schwerlich zu verdenken sey, wenn sie sich loszumachen suche von einem solchen Gemahl.

Lebhaft sprang Hastebeck von seinem Sitze auf. „Was wird sie gewinnen durch einen solchen Schritt?“ sprach er eifrig — „Wird sie glücklicher dadurch werden? Durchaus nicht! viel unglücklicher noch, als jetzt!“

„Mir kommt es aber vor,“ erwiederte Westold mit gedämpfter Stimme — „als träume sie ein wenig von einem neuen, künftigen Glücke!“ — Nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „Hastebeck, ich meine, Du hast es ganz in Deiner Hand, Herr von Aarhorst zu werden.“

Da seufzte Hastebeck tief auf, schlug sich gegen die Stirn, und sagte mit bitterm Tone: „Meinst Du wirklich?“

Nun die Bahn eines solchen Gesprächs einmal gebrochen war, versicherte Westold unverholen, Auguste habe es schon lange gemerkt, er selbst habe es seit einiger Zeit auch wohl geahnet, und sey seit gestern, durch manches, der

Gräfin entschlüpfte, verrätherische Wort, überzeugt worden, daß sie eine ernstliche Liebe zu Hastebeck im Herzen trage, und er zweifle seit gestern auch nicht, daß sie festen Willen genug haben werde, sich über das Vorurtheil ihres Standes hinweg zu setzen, und dem Manne, den sie liebe, die Hand am Altare zu reichen.

Unruhig rieb sich Hastebeck die Hände. „Ei!" sagte er spöttisch — „das wäre ja ein wahres Prachtstück von einer Mesaillance!"

Westold meinte, viele mißriethen freilich, aber doch nicht alle, die Gräfin sey eine verständige Frau, und habe gestern selbst gemeint, daß sie in Aarhorst von manchem Vorurtheil geheilt sey.

Ungeduldig unterbrach ihn Hastebeck mit den Worten: „Ich will nicht hoffen, daß Du im Ernst an eine solche Heirath denkst?"

„Wenn sie sich scheiden läßt, und ihr euch gegenseitig liebt: warum nicht?" antwortete Westold.

Mit ernstem Blick und Ton nahm Hastebeck jetzt das Wort: „Ich — noch einmal lieben

und heirathen?! Kennst Du den Namen Dorothee nicht mehr? Hast Du Sophien vergessen? — Bewahre mich Gott vor der Sünde, das Geschick noch eines Weibes an das meinige knüpfen zu lassen! — In dieser meiner Hand ist kein Heil! Unheil — Unheil nur! Ich mag kein zweites Weib damit ins Verderben ziehen!"

Westold meinte, das sey eine hypochondrische Grille, doch sein Herz werde wohl Herr darüber werden, denn die Gräfin sey eine achtungs- und liebenswerthe Frau.

„O ja!" setzte Hastebeck hinzu — „die ist sie, in vielem Betracht, trotz mancher Fehler. Es wäre wohl mit ihr zu leben! — Und Seraphine" — hier schlug er freudig die Hände zusammen — „Seraphine dürfte mich dann Vater nennen, und ich sie Tochter! O Gott! herrlich wäre das!" — — „Aber" fuhr er nach einer Pause, finster vor sich hin blickend, fort: „es kann, es darf nicht seyn! Es wäre eine Undankbarkeit gegen den Grafen! Es wäre eine Versündigung an meinem eigenen Herzen, in

welchem fortwährend das Bild Dorotheens thront! — Lächle hierüber, Westold! Oder lache mich auch als einen Thoren aus! Thue das, so viel Du willst! Ich will Dir zugeben, daß Du Ursach dazu hast; aber anders wird es darum doch nicht mit mir! — Such' ich mich — wenn auch nicht des Gedankens an sie — doch der Sehnsucht nach ihr, noch so sehr zu entschlagen, und stehe ich auch monatlang in dem Wahne, ich sey endlich getröstet über ihren Verlust: ehe ich mir es versehe, träume ich eine ganze Nacht hindurch von ihr, wie wir uns, nach langem, vergeblichem Suchen, endlich unvermuthet wieder finden, wie wir die Schmerzen unsrer langen, grausamen Trennung uns dann klagen, wie wir uns gegenseitig die Untreue abbitten und vergeben, die sie aus Schwachheit, ich aus Unbesonnenheit beging, und wie wir nun auf einmal Eins im Anschauen des Andern glücklich und überglücklich, bis zum Weinen vor Wehmuth und Freude, sind! — Ach, Westold! Es ist immer ein herrlicher, überschwenglich seliger Traum: als hätte der holdeste von allen En-

geln mir ihn selbst auf die Stirn geküßt! — Aber wenn ich dann erwache, und allmählich begreife, daß ich nur geträumt habe, und daß es ein Traum war, der nie in Erfüllung gehen kann: o, wie verfluch' ich dann die dürre Gegenwart und mein unseliges Geschick! Gleich einer giftigen Natter in meiner Brust, nagt, mit geschärftem Schmerz, dann das Gefühl in mir, daß ich unwiederbringlich um mein ersehntestes, schönstes Lebensglück betrogen bin, und auf lange, lange hinaus bin ich dann wieder nichts, als ein finstrer Grillenfänger und Gespensterseher!" Bei den letzten Worten ging er in rascher Bewegung nach seinem Pferde, um es vom Baume abzubinden, und als Westold ihm dahin nachfolgte, sagte er zu ihm: „Tadle mich, verspotte mich nun, als einen träumerischen Thoren: nur sprich mir von keiner Heirath mehr!"

„Wie könnte ich Dich um Deines Traumes willen verspotten!" antwortete Westold — „Hab' ich Dir nicht selbst von einem oftmaligen Traume erzählt, der mir vor Zeiten manch-

mal alle Luſt an meinem Advokatenkrame verdarb?

„Ich erinnre mich;“ ſagte Haſtebeck — „und der Gott der Träume rächt ſich an mir, daß ich Dich damals einen Thoren ſchalt.“

„Laß das gut ſeyn!“ unterbrach ihn Weſtfold — „Du dauerſt mich von ganzer Seele; und ich begreife es, daß Du von keiner zweiten Heirath wiſſen willſt. Aber ſprich! was ſoll aus der Gräfin werden?“

„Nichts!“ erwiederte Haſtebeck raſch, indem er das Pferd wieder los ließ — „Nichts ſoll aus ihr werden! Sie muß bleiben, was ſie iſt: des Grafen Flankenborn Gemahlin! — Ließe ſie ſich ſcheiden von ihm, und ſie träumte von einer neuen Verbindung nach der freien Wahl ihres Herzens, und es würde aus dieſer nichts — und es kann und darf ja nichts daraus werden: — o, dann wäre ſie zehnmal unglücklicher, als jetzt! Getäuſchte Hoffnung, gekränkte Liebe, beleidigter Stolz — das Alles würde furchtbar auf ſie einſtürmen! — Ich könnte dann nicht bei ihr bleiben! aber ich könnte mich auch nicht von

Seraphinen trennen! Das müßte zu unglücklichen Auftritten führen! — Drum nein, nein! nur keine Scheidung! die brächte nur zehnfaches Unheil auf ihr — vielleicht auf unser Aller Haupt!"

Die stürmische Bewegung, in welche Hastebeck bei diesen Worten gerathen war, dämpfte sich allmählich erst ab, als er, auf Westolds Frage, wie der gestrige Antrag der Gräfin auf gute Weise abzulehnen sey, hierüber nachzusinnen begann.

Mit ruhigem Tone hob er nach einer langen Pause an: „Das ganze Unglück, daß ihre Neigung sich bis zu meiner unbedeutenden, bürgerlichen, ungeregelten, bärenhaften Person verirrt hat, ist blos in ihrer jahrelangen Zurückgezogenheit von dem Geräusche der großen Welt zu suchen. Mangel an Zerstreuung, ungestörtes, phantastisches Brüten, und Langeweile kuppeln in ländlicher Einsamkeit leicht Menschen zusammen, die eigentlich nicht zusammen gehören! Ehe man es sich versieht, ist da ein Teufelsding von einem empfindsamen Roman angesponnen,

der im Grund und Boden nichts taugt! Stecke einen wilden Californier mit einer empfindsamen europäischen Prinzessin Jahre lang auf einer wüsten Insel zusammen: und sie werden endlich eine Art von Liebespaar! — Also: das Leben auf dem Lande muß ein Ende haben! Sie muß in das Geräusch der großen Welt zurück!"

„Aber das will sie ja nicht!" wendete Westfold ein — „wenigstens zu dem Grafen will sie ja durchaus nicht zurück!"

„Sie muß und wird es wollen, wenn es recht angefangen wird!" erwiederte Hastebeck. — „Es soll mich nicht irre machen, daß der erste Versuch verunglückt ist. Ich hätte es denken können. — Ich muß eine stärkere Mine springen lassen. Ein glücklicher Zufall kommt mir zu Hülfe. Der Graf hat sich, bei einem Sturz vom Pferde, den Kopf und den rechten Arm nicht unbedeutend beschädigt. Ich reite sogleich nach der Stadt zurück, um ihm eine Staffette zu schicken. Lavire Du unterdessen, so gut Du kannst!"

Und als er das gesagt hatte, nahm er flüchtig Abschied von Westold, schwang sich aufs Pferd, und trabte rasch den Weg zurück, den er gekommen war.

Mit nicht zu verbergender Unruhe hoffte die Gräfin den ganzen Abend auf Hastebeck. Es war für Westolden eine schwere Rolle, ihr zu verschweigen, daß er den Freund schon gesehen, eine noch schwerere, am andern Morgen mit ihr zwecklos über die Summe zu berathschlagen, welche sie dem Grafen, als Jahres-Rente, bieten lassen wollte.

Am Mittag kam Hastebeck an. Die Gräfin war befangener, als je; Hastebeck schweifte unruhig umher; Westold sah sich gezwungen, Entwürfe zu dem Schreiben an den Grafen zu machen. So gingen langsam zwei Tage hin, in denen Keinem recht wohl ward.

Endlich sprang Hastebecks Mine. Mit einer Staffette kam ein Brief, im Namen des Grafen von dem Secretair desselben geschrieben, mit der Nachricht, daß der Graf, in Folge eines Sturzes mit dem Pferde, bedenklich darnieder liege, daß man die Folgen davon noch nicht berechnen könne, daß aber den Grafen auf das Lebhafteste nach seiner Gemahlin verlange, von deren liebevoller Pflege er einzig und allein seine Wiederherstellung hoffe.

Die Gräfin las es, war betroffen, und schwankte zwischen wollen und nicht wollen; doch bedurfte es nur weniger Worte von Hastebeck, welcher erklärte, daß wenigstens er noch heute abreisen werde, um in ihr das Gefühl der Pflicht, einem Leidenden beizustehen, über den Unwillen wegen vielfältig erlittener Kränkungen, die Oberhand behalten zu lassen. Sie erwartete nichts Geringeres, als daß die letzte Stunde des Grafen nicht mehr fern sey; sie wollte sich selbst das Zeugniß geben können, ihn wenigstens in dieser nicht verlassen zu haben; sie wollte Böses mit Gutem vergelten, theils, weil der Tod versöhnt,

theils auch vielleicht, weil sie glaubte, in Hastebecks Augen durch eine so edle Pflichttreue zu gewinnen. — Sie gab Befehl zum Einpacken ihrer Sachen, um am folgenden Morgen die Reise antreten zu können. Westolden sagte sie unter vier Augen, daß er seine Briefentwürfe verbrennen, und ihre dahin gehörigen Gespräche vergessen möge, was Dieser ihr sehr gern versprach. — Es that ihm freilich weh, die arglose Gräfin so ganz gegen ihre Neigung geleitet zu sehen, und es beunruhigte fast sein Gewissen, hiervon ein Mitwisser zu seyn; doch die feste Ueberzeugung, daß ihre Entfernung von Aarhorst wirklich nothwendig sey, um unglücklichern Folgen der Verirrung ihres Herzens vorzubeugen, ließen ihn einverstanden bleiben mit seines Freundes eigenmächtigem Plane.

Hastebeck hatte beschlossen, der Gräfin voranzureisen, um mit dem Grafen im voraus ein ernstes Wort über seine Lebensweise und das nöthige Benehmen, zur Verhütung einer Ehescheidung, zu sprechen. Mehr als jemals that es ihm weh, das herrliche Aarhorst zu verlassen,

und von seinem treuen Freunde zu scheiden. In der letzten Stunde noch nahm er ihn an die eine, Seraphinen an die andere Hand, ging mit ihnen auf den nächsten Hügel, um sich noch einmal des Anblicks der reichen Aussicht ins Thal zu freuen, begrüßte noch manchen schönen Platz im Garten, und ging zuletzt auch bei dem Bassin vorüber, in welchem Seraphine fast ihren Tod gefunden hätte. „Schade, daß Herrmann nicht hier ist!" sagte er — „Hier hätte ich den braven Jungen gern noch einmal ans Herz gedrückt! — Vergiß ihm nie, Seraphine, was er für Dich gethan hat, auch wenn es Dir noch so wohl geht in der Welt, und wenn Du noch so weit entfernt von ihm bist!"

„Gewiß nicht! gewiß nicht!" erwiederte Seraphine, und hing sich fester an des Führers Hand. Und kaum hatte sie das gesagt: so trat Herrmann ihnen entgegen, und Hastebeck riß ihn an seine Brust, und Seraphine reichte ihm ihre Hand, und stammelte ihm, so gut sie es vermochte, einige dankbare Worte zu.

Dann gingen sie Alle nach dem Schloßhofe zurück.

Hastebeck war bewegt, und faßte Alles ins Auge, als sähe er es zum letzten Male, so daß Westold endlich zu ihm sagte: „Nun, Du wirst doch nicht auf immer von hier scheiden? Wir werden uns ja hoffentlich vergnügt wieder sehen?"

„Wer kann voraus im Buche des Schicksals lesen?" antwortete Hastebeck.

Sie waren jetzt in der Nähe der Ecke des Schlosses, bei welcher der Gewitter-Ableiter in dem Boden befestigt war. Hastebeck blickte, langsamer gehend, danach hin, und blieb dann, ernst sinnend, ganz stehen. Westold weckte ihn endlich aus der Versunkenheit seiner Gedanken durch die Frage: „Gewiß denkst Du eben der furchtbaren Gewitternacht, in welcher Du den Blitzstrahl an der Stange hinab fahren sah'st?"

„Wie allemal, wenn ich hier vorüber gehe." antwortete Hastebeck — „Und immer kommen mir auch meine damaligen Worte in den Sinn: „Wer da unten gesessen hätte, der wäre

alles Jammers auf ein Mal entledigt gewesen!“ Ach, wie manchmal nachher, wenn ein Gewitter heraufzog, kam mir wohl der Gedanke in den Kopf, dort mich hin zu stellen, und ein Gottesgericht über mich zu verhängen!“

Fragend blickten Herrmann und Seraphine, mißbilligend blickte Westold nach ihm hin. Er sagte nichts weiter, sondern wendete sich nach der Schloßthür; aber das unbedachte, verhängnißvolle Wort war über die Lippe geflogen, und war nicht zurückzubringen, so wenig als ein schwirrender Pfeil, der ohne Ziel nur in die Luft fliegen sollte, doch, wider den Willen des Schützen, seine Richtung nach einer Menschenbrust nimmt. —

Nach einer Viertelstunde riß Hastebeck sich los von Allem, was er liebte in Aarhorst, schwang sich aufs Pferd, und jagte davon. Westold und Auguste und die Kinder sahen ihm mit betrübten Augen nach, und Alle vereinigten sich in dem lauten Wunsche, daß er recht bald wiederkehren möge.

Am andern Morgen waren die Zurückgebliebenen, zum Abschiednehmen, bei der Gräfin versammelt. Sie sagte Allen ein herzliches, gerührtes Lebewohl; und als Herrmann zu ihr trat, schenkte sie ihm noch eine schöne, goldene Uhr, küßte ihn auf die Stirn, und erneute die Versicherung, daß es ihr zur größten Freude gereichen werde, sein Lebensglück zu befördern, wo und wie sie es irgend könne. „Ohne Dich" setzte sie hinzu — „hätte ich ja kinderlos von hier und von der Welt scheiden müssen!"

Lange hielten sich Seraphine und Marie weinend umarmt, und küßten einander, wie zärtliche Schwestern. Jetzt wollten auch Seraphine und Herrmann von einander Abschied nehmen, aber sie reichten sich nur die Hände, ohne sprechen zu können, vor steigender Wehmuth. Da sagte die Gräfin: „Nun, ich meine, dem Retter Deines Lebens kannst Du wohl einen Abschiedskuß geben." Und sie küßten sich, glühend vor Verwirrung, und so schüchtern, daß kaum die Lippen sich berührten; doch der electrische Schlag, der durch Beider Nerven fuhr,

ward von Beiden in gleichem Maaße gefühlt. Seraphine fing an, lauter zu schluchzen; und Herrmann sah sich, mit leuchtenden Augen, rasch um nach Westold, und die Bitte schwebte ihm auf den Lippen: „Laß mich mitreisen, Vater!“ aber er wagte es nicht, sie auszusprechen; und wie der Wagen dahin rollte, war ihm zu Muthe, als wäre es nun auf immer aus mit seiner sonst so frischen, lebendigen Jugendlust.

Er wollte durchs Hofthor gehen, um in der Ferne wenigstens noch die Staubwolke des Wagens zu sehen; allein der Stein, auf welchem Seraphine, durch seine Schuld, ihre Stirn blutig geschlagen hatte, hemmte plötzlich seinen Schritt, damit er ihr noch einmal in Gedanken die Schmerzen abbäte, die er ihr verursacht, und für die freundliche Schonung ihr noch einmal dankte, mit welcher sie seine Unbesonnenheit so standhaft verschwiegen hatte. Von dem Steine zog es ihn fort nach dem Bassin im Garten. Da stand und saß er bald hier, bald dort an dem steinernen Rande, schaute unruhig hinab in die klare Fluth, und es fehlte manchmal wenig, daß er,

verloren in der Erinnerung, wie er Seraphinen rettete, noch einmal hinabsprang in den klaren Spiegel, in welchen sein eigenes Bild ihn hinunter zu winken schien.

Eine innere Unruhe, der er keinen Namen zu geben wußte, trieb ihn lange hin und her, ließ ihn die gewohnten Jugendspiele mit Lebrecht und Marien verschmähen, und machte ihn fürs Erste selbst gleichgültig gegen sein liebes Roß. Nach und nach aber verwischten Zeit und jugendlicher Sinn auch bei ihm die lebhaften Eindrücke der Trennung von Seraphinen, und er war wieder froh, unbefangen und sorglos, wie sonst. —

Ein Brief von Hastebeck stillte endlich auch, wenigstens zum Theil, Westolds theilnehmendes Verlangen nach einer beruhigenden Nachricht über die Verhältnisse des gräflichen Ehepaars und Hastebecks. Dieser schrieb ihm nemlich, der Graf benehme sich jetzt vorsichtiger und rücksichtvoller, als sonst, die Gräfin scheine sich in ihr Schicksal gefunden zu haben, und um sie aufzuheitern und den Gedanken an eine Rück-

kehr in eine ländliche Einsamkeit in ihr nicht aufkommen zu lassen, habe er den Beschluß einer gemeinschaftlichen Reise nach Wien zu Stande gebracht, und nächstens werde die ganze Caravane nach München aufbrechen, um dort erst Verwandte der Gräfin zu besuchen, und dann über die Tyroler Alpen nach der alten Kaiserstadt hin zu klettern. Er freute sich im voraus des vielen Sehenswerthen auf dieser Reise, vergaß aber doch nicht, am Schlusse noch zu erwähnen, daß die alte Anna Werner todt, und daß ihre liederliche Tochter ganz verschollen sey, daß Westold aber, wenn er von Dieser Kunde bekommen sollte, sich ihrer annehmen möge laut früherer Abrede.

Westold war nach dem Lesen dieses Briefes von einer großen Sorge befreit, denn das Schicksal der Gräfin, und Hastebecks verfängliches Verhältniß zu ihr, hatte ihn lange beunruhigt. —

Je glücklicher und sorgenloser er sich nun von allen Seiten fühlte, desto heiliger erschien ihm die Verpflichtung, auch zum möglichsten Wohlsein Anderer nach seinen Kräften beizutragen, und

fremde Noth, die ihm bekannt wurde, zu lindern, so sehr er es im Stande war.

Das Jahr 1805, in welchem eine ungeheure Theurung des Korns Einzelne unverhältnißmäßig bereicherte, Tausende aber fast den Hungertod sterben ließ, gab ihm vielfältige Gelegenheit zur thätigen Bewährung seiner Gesinnungen. Er hätte zu jener Zeit Gold auf Gold häufen können in seinem Kasten; doch er zog es vor, die Noth einer großen Anzahl von Armen in Aarhorst und in manchem benachbarten Dorfe in Freude zu verwandeln. So viel er missen konnte von den großen Vorräthen auf seinen Kornböden, gab er den Unbemittelten zu mäßigem Preise, und den hungernden Armen umsonst.

So ließ er freilich eine, für ihn in diesem Maaße nie wiederkehrende, Gelegenheit zur ansehnlichen Erhöhung seines Wohlstandes, fast gänzlich unbenutzt, und manche seiner reichen Nachbaren verlachten ihn deshalb, als einen Thoren; allein Hunderte segneten ihn, als ihren Wohlthäter und Retter; sein Name wurde mit Achtung von Tausenden genannt; und die Aner-

kennung seines uneigennützigen, gutthätigen Benehmens wurde ihm selbst von manchem Ruchlosen gezollt.

Verschuldete oder unverschuldete Noth, und neidischer Groll über den Geitz oder die Schwelgerei der Reichen, hatten manchen Leichtsinnigen und Bösen in jener Zeit zum Diebe und Mordbrenner gemacht. In vielen Städten und Dörfern erscholl Geschrei des Unmuths und Aufruhrs, und Banden von Räubern setzten mehr als eine Provinz in Schrecken. Auch in der Umgegend von Aarhorst zerstörte hier und da eine angelegte Feuersbrunst ansehnliche Rittergutshöfe mit Vieh und kostbaren Vorräthen allerlei Art. Aus späteren Kriminal-Untersuchungen über einige Raubgesellen ergab sich, daß in jener Zeit der ehemalige Verwalter Stork, längst zum Landstreicher hinunter gesunken, endlich sich einer Bande von Mordbrennern angeschlossen, und dieser, bei einer gemeinschaftlichen Berathung, den Vorschlag gethan hatte, Westolds Ställe und Scheuren in Brand zu stecken. Es war dieß sein erster Versuch, Rache an dem Manne zu nehmen, der ihn,

wie er meinte, von Aarhorst vertrieben, und die schmählichen Pläne, die er mit Lenchen gehabt, vereitelt hatte. Da er jeden Winkel in Aarhorst genau kannte: so erbot er sich, der Anführer bei dieser Greuelthat zu seyn, von der er, durch Beraubung des unbewohnten Schlosses während der Verwirrung beim Brande, viele Beute versprach. Doch als mehrere Böswichter auf diesen Vorschlag schon ohne Einwendung eingingen, trat Einer aus ihrer Mitte auf einmal dagegen auf, erzählte, wie Westold ihm selbst Gutes gethan und der Wohlthäter von hundert Armen geworden sey, und er that einen gräßlichen Schwur, daß er mit eigner Hand Den niederstoßen wolle, der es wagen werde, einem solchen Armenfreunde auch nur den mindesten Schaden zuzufügen. Er zog, indem er diesen Schwur that, ein großes Messer aus der Scheide, hielt es mit kräftiger Faust empor, und richtete einen furchtbaren Blick auf den erschrockenen Stork. Nun bestätigten mehrere Raubgesellen jene Aussagen über Westolds Wohlthätigkeit; es wurde ein anderer Hof zum Flammenopfer bestimmt; und Stork

mußte seinen Racheversuch bis zu einer andern, späteren Gelegenheit verschieben.

Der lange Friede, dessen das nördliche Deutschland sich gefreut hatte, schien schon in jenem Jahre sein Ende erreichen zu sollen. Der Eine wünschte, der Andere fürchtete den Krieg; Westold sah ihm, mit frommer Ergebenheit in die Fügungen des Himmels, doch nicht ohne mancherlei Besorgnisse, entgegen.

Da sprengte eines Tages ein rascher Reiter in den Hof, und der freudige Ausruf: „Hastebeck! Hastebeck!" flog in Westolds Familienkreise plötzlich von Munde zu Munde. Während der Vater und die Mutter ihn umhalseten und küßten, hingen die Kinder jauchzend an seinen Armen. Der trübe Herbsttag wurde für Alle ein Festtag, wie sie lange keinen gehabt hatten.

Hastebeck freute sich, beim Betrachten der Kinder, wie Herrmann zum Jünglinge, Marie zur Jungfrau emporblühte, und wie Lebrecht dem Vater schon über den Kopf gewachsen war. Es gab des Fragens, des Erzählens unendlich viel.

Auguste fragte, ob die Gräfin, Marie fragte, ob Seraphine nachkäme? Herrmann schwieg, horchte jedoch mit gespannter Aufmerksamkeit hin; und die verneinende Antwort, welche erfolgte, schlug Keinen so sehr nieder, als ihn.

Hastebeck berichtete, daß der ausgebrochene Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich seine Reise-Caravane aus Wien verscheucht, und daß die drohende Bewegung der preußischen Armee ihn nach Aarhorst getrieben habe, um die alten Freunde noch einmal im Schutze des Friedens zu sehen, und um, Namens der Gräfin, wegen Verpflegung der Truppen, die durchmarschiren könnten, Abrede zu nehmen.

Hierdurch bekam die Unterhaltung bald eine ernstere Richtung. Um dieser ein schnelles Ende

zu machen, erzählte Hastebeck jetzt von einer Sammlung von wilden Thieren, die er in der Stadt, wo er sein letztes Nachtquartier gehabt, gesehen habe, und höchst lebendig fing er an von einem großen, majestätischen Löwen zu erzählen und ihn zu schildern, wie er, in der Regel, still und ernst in seinem Gitterkasten liege, aber zur Zeit des Fütterns in wilder Unbändigkeit aufspringe, mit glühenden Augen um sich schaue, und zornig brülle, und so auf einmal in der furchtbaren Herrlichkeit des großen, wilden Raubthieres dastehe. Alle horchten mit Aufmerksamkeit nach dieser Schilderung hin; doch Herrmannen ergriff sie bei weitem am stärksten, und in auflodernder Lebendigkeit bestürmte er erst Hastebecken, ihn auf der Rückreise mitzunehmen bis in jene Stadt, und dann Westolden, die Erlaubniß hierzu zu geben. Hastebeck erklärte sich augenblicklich bereit, die Bitte zu gewähren, und unterstützte sie auch bei dem ängstlichen Freunde, so daß die Sache in wenigen Minuten abgemacht war. — Herrmann war außer sich vor Freude, daß er einen Löwen sehen, und endlich

einmal meilenweit in die Welt hinaus reiten sollte, wonach er sich schon lange gesehnt hat.

Unter vier Augen sprachen Westold und Hastebeck noch viel über Herrmann. Westold verzweifelte daran, einen Prediger, oder doch einen stillen Landmann aus ihm machen zu können, so wie Hastebeck an ein Künstler-Genie in ihm ebenfalls nicht glauben wollte. Beide waren vernünftig genug, der Zeit und seiner Neigung nicht vorgreifen zu wollen; doch war Hastebeck sehr entschieden der Meinung, es sey hohe Zeit, ihn, zu weiterer Ausbildung, auf eine höhere Schulanstalt zu bringen. Westold entgegnete, daß er hiezu, so schwer ihm die Trennung auch seyn werde, schon entschlossen sey; nur habe er die Confirmation des Knaben erst in Aarhorst geschehen lassen wollen; allein die wiederholte, hämische Frage des Pfarrers nach einem Taufscheine des Knaben habe ihn so in Verlegenheit gesetzt, daß er die Unterhandlung abgebrochen und noch nicht wieder angeknüpft habe. — Mit tiefer Betrübniß sprach er sich darüber aus, daß der arme Knabe, was seine Herkunft betreffe, so

verloren in der Welt dastehe, wie ein Bastard, was ihm noch manche bittre Kränkung und Zurücksetzung zuziehen könne; und eben so bitter beklagte er es, daß er selbst noch nicht den großen, lange gehegten Wunsch seines Herzens habe in Erfüllung gehen sehen, um selbst seine Kinder, an heiliger Stätte, zur innigeren Vereinigung mit der großen Gemeinschaft der Christen, segnend einweihen zu können.

Hastebeck hatte ihn, still sitzend in einer Ecke des Sopha's, und finster vor sich hinsehend, lange sprechen lassen, ohne ihn zu unterbrechen. Plötzlich aber stand er in lebhafter Bewegung auf, und sagte: „Mit der Pfarre mußt Du schon noch Geduld haben, denn das läßt sich nicht erjagen; aber Deiner Sorge mit Herrmann will ich ein Ende machen. Gieb ihn mir ganz und gar mit! Er soll unter meinen Augen ein treffliches Gymnasium besuchen, und von einem würdigern Geistlichen konfirmirt werden, als Euer alter Geizhals hier ist. — Deinen Lebrecht behalte bei Dir! Der wird ein guter Landwirth werden, und Dir bald nützlich seyn!

Aber der Herrmann muß in die Welt hinaus! Vertraue mir ihn getrost an! Er ist Dein Neffe, er ist Seraphinens Lebensretter gewesen: ich werde ehrlich für sein Bestes sorgen." — Er rief Augusten herbei; und mit stürmischer, siegender Beredtsamkeit bekämpfte er die vielfachen Bedenklichkeiten und Einwendungen, die ihm entgegen gestellt wurden, bis er die Genehmigung seines Vorschlags erreicht hatte.

Jetzt wurde auch Herrmann herbeigerufen, und ihm verkündigt, was über ihn beschlossen war. Einen Augenblick stand er, wie versteinert, vor Ueberraschung; dann blitzte, im Hinblick auf Hastebeck, die lebhafteste Freude aus seinen Augen; dann sah er wieder voll Bangigkeit nach seinen treuen Pflegeeltern hin. Endlich flog er Einem nach dem Andern an den Hals, und ergoß sich in Dank, und that Gelübde ewiger, unveränderter Kindesliebe. —

Am folgenden Tage verplauderten Hastebeck und Westold abermals unter vier Augen eine stille Abendstunde, und theilten einander mit, was Jeder auf dem Herzen hatte. Da vertrau-

te Hastebeck dem Freunde, daß mit der Grä=fin, tief in ihrem Innern, eine große Verände=rung vorgegangen seyn müsse; sie scheine die Liebe zu ihm, ergeben in ihr Geschick, niedergekämpft zu haben; nur leider, wie er glaube, mit Waf=fen, über die er sich nicht freuen könne.

Als Westold Näheres zu wissen wünschte, erzählte Hastebeck, schon in München sey die Gräfin, durch ihre dortigen Verwandten, in ei=nen Kreis von höchst fanatischen Katholiken gezo=gen, und von dort aus an einen ähnlichen in Wien überliefert worden, dem sie sich nach und nach immer entschiedener hingegeben habe; sie sey, geblendet von der Neuheit und dem äußeren Schimmer des katholischen Gottesdienstes, eine immer fleißigere Besucherin desselben geworden; sie habe auf ihrem Schreibtische ein Crucifix auf=gestellt, über ihrem Bette ein Madonnenbild auf=gehangen gehabt; ja sie habe gegen Seraphi=nen schon manches Wort hingeworfen, daß die katholische Kirche doch wohl den richtigeren Weg zum Himmel zeige, und daß Luther, so gut er es auch mit seinen Zeitgenossen gemeint haben

möge, sie doch wohl auf einen Irrweg geführt habe.

„Ach, das thut mir leid! sehr leid!" sagte Westold — „Um die Ruhe ihres Herzens zu erkaufen, hat sie die Freiheit ihres Geistes hingegeben! Ich kann sie nur bedauern, die arme, unglückliche Frau! Unter erwünschteren Lebensverhältnissen wäre sie gewiß eine treue Lutheranerin geblieben! — Aber wie ging es weiter, lieber Freund?"

„Ihr ganzes Streben" erwiederte Hastebeck — „war nun nach Rom gerichtet. Dort hätte sie wahrscheinlich, ohne Scheu, ihren Uebertritt zum Papstthum erklärt. Für ihre Person hätte sie das thun mögen, wenn sie durchaus ihr Heil nur in einem solchen Schritte fand! Der Graf würde dazu gelacht haben; und auch ich hätte sie darin nicht stören dürfen und wollen. Aber ich konnte nicht wissen, welchen Einwirkungen Seraphine dann hingegeben, ob sie meiner Leitung nicht ganz entrissen worden wäre! Da war eine schnelle Rückkehr in die Heimath dringend nothwendig; der ausbrechende Krieg gab mir den

erwünschtesten Vorwand dazu: und so ruhte ich dann nicht, bis wir wieder auf protestantischem Boden waren. — Hoffentlich vergeht ihr in unsrer guten, gesunden Luft der katholische Schwindel wieder."

„Das gebe Gott!" sagte Westold, und setzte, fast betend, die Worte Luthers hinzu:

„Erhalt' uns, Herr, bei Deinem Wort!"
Und steur' des Papst und Türken Mord!

„Mit den Türken" unterbrach ihn Hastebeck — „hat's keine Noth mehr; aber gepäpstelt wird immer noch viel! Doch Glück zu! An der abgestumpften Liederlichkeit, an der nervenschwachen Verkehrtheit, und an der gewinnlustigen Scheinheiligkeit mögen die Päpstler ihr Kunststück machen! Was ist daran gelegen, ob solches Volk protestantisch oder katholisch thut? Verworfen oder jämmerlich ist es hier, wie dort. Der alte Luther würde sich am wenigsten darüber gehärmt haben, wenn solche Glaubenshelden ihm untreu geworden wären, wie wir sie gewöhnlich zum Papstthum überlaufen sehen! Aber arglose, unverdorbene Seelen, wie Seraphine,

soll man nicht verblenden oder verlocken! — Wahrlich, ich bin kein intoleranter Mensch, kein blinder Lutheraner; ja, ich bin nichts weniger, als ein Katholikenfeind; aber wollte die Gräfin mir Seraphinen zu einer Rosenkränzlerin machen, ihre gesunde Vernunft gefangen nehmen mit starren Ketten eines blinden Glaubens: das gäbe einen Kampf zwischen ihr und mir, der ihr theuer zu stehen kommen könnte!"

Er ging in heftiger Bewegung auf und ab, und Westold freute sich eines Eifers, den er dem wilden Freunde nie zugetraut hatte. Er selbst fing an, immer lebendiger über den hellen Geist und die Thatkraft Luthers zu sprechen; dann berechnete er, daß binnen zwölf Jahren schon das dritte Jahrhundert seit dem folgenreichen Beginnen der Reformation abgelaufen sey, und mit der frömmsten Innigkeit setzte er hinzu: „O, wenn ich nur dann wenigstens an mein Ziel gelangt bin! Was für ein hohes Fest wird diese Säcularfeier werden! Wenn ich dann, als ein berufener Diener des Herrn, sein Wort von der Kanzel verkündigen kann: wie freudig will ich es,

im Geiste unsers Luthers, thun! Wie andächtig mit meiner Gemeinde sein treffliches Lied singen, das Lied aller Lieder:

„Ein' feste Burg ist unser Gott!"

„Ja wohl!" fiel Hasteb eck ein — „ein wunderherrliches Lied! Schon um dieses Liedes willen könnte ich dem Luther nicht untreu werden! Ich will es an dem großem Feste auf Deiner Orgel spielen, und alle Register dazu ziehen, daß Deine Gemeinde darüber erstaunen soll! Es muß klingen, als wenn die Engel vom Himmel mit hineinposaunten in die prächtigen Akkorde!"

Und indem er dieß sagte, stellte er sich ans Fortepiano, spielte zu Westolds Gesange die herzerhebende Melodie, mit so überkräftigem Aufschlag, daß mehr als eine Saite davon zerriß, doch ohne daß er es beachtete, oder nur bemerkte.

Als sie geendet hatten, reichte ihm Westold die Hand, und sagte: „Ich halte Dich beim Wort, daß Du dann mein Orgelspieler bist."

„Nun ja," erwiederte Hasteb eck, einschlagend — „wenn wir noch leben und gesund

sind — und ich nicht etwa eine Wallfahrt nach Wittenberg, nach der Wartburg, oder nach Worms mache, um auf einer dieser wichtigen Stellen das große Fest zu begehen."

„Das sind drei merkwürdige W!" fuhr er nach einer kurzen Pause fort — „Ominös für die blinden Päpstler, die genug Ach und Weh darüber geschrieen haben!"

Einen Augenblick lächelte Westold über diesen Einfall, dann umarmte er den theuern Freund so innig, als er es jemals gethan hatte, und sagte zu ihm: „Wie freue ich mich dieses Gesprächs mit Dir! Nun erst lasse ich mit voller Zuversicht den Herrmann mit Dir ziehen. Nun erst bin ich darüber getröstet, daß ich seine Confirmation nicht selber leiten kann. Seit dieser schönen Stunde weiß ich: Du wirst es ernst nehmen, nicht allein mit seinem Wissen und mit seinem äußeren Glück, sondern auch mit seinem inneren Heil. So nimm ihn dann, und leite ihn, wie Du es für gut halten wirst."

„Bravo!" unterbrach ihn Hastebeck, und drückte ihm fest die Hand — „Ich denke,

es soll Dich nicht gereuen, ihn mir anvertraut zu haben. Auch will ich sorgen, daß er nicht mehr dasteht, als wäre er nur in die Welt hinge=schneit." —

Gewaffnet mit diesem guten Vertrauen, be=hauptete Westold, trotz seiner großen Aengst=lichkeit wegen möglicher Gefahren, und trotz sei=ner ganz väterlichen Liebe zu Herrmann, eine vollkommen ruhige Haltung bei der Trennung von seinem Lieblinge. Auguste aber zerfloß in Thrä=nen dabei, nicht sowohl, als wär' es ein Abschied auf Leben und Tod, als vielmehr der Wende=punkt zwischen dauerndem Lieben und schnödem Vergessen. „Herrmann! Herrmann!" sagte sie, und umarmte ihn weinend — „Höre nie auf, unser zu seyn, wenn Du auch nicht mehr bei uns bist! Sind wir auch nur Deine Pflegeeltern gewesen: haben wir Dich doch mit voller elterlicher Liebe geliebt! Vergiß das nie, und höre nie auf, unser Sohn zu seyn!"

Herrmann gelobte das, und nahm Ab=schied von Allen, mit zerrissenem Herzen, als ein liebender Sohn und Bruder; und in der tiefsten

Betrübniß ritt er neben Hastebeck von Aarhorst hinweg. Oft noch sah er sich sehnsuchtsvoll danach um, und als auch die letzte Thurmspitze seinen Blicken entschwunden war, that er einen tiefen Seufzer, und sprach lange kein Wort.

Eine Menge neuer Gegenstände nahmen nach und nach Herrmanns Aufmerksamkeit in Anspruch. Er hörte auf zu seufzen, und fing wieder an zu sprechen.

Er sah den großen, majestätischen Löwen, und hing, mit freudefunkelnden Blicken, an jeder seiner wilden Bewegungen. Die kleineren, zahmeren Thiere, eine Menge der seltensten Vögel, mit dem buntesten, schönsten Gefieder, würdigte er kaum eines flüchtigen Blicks. Die fratzenhaften Affen waren ihm ein Gräuel. Von dem Löwen konnte er sich kaum trennen, und hörte nicht auf, von ihm zu sprechen.

Endlich sah er die große Stadt, die das Ziel seiner Reise war. Er verlor sich in immer erneutem Betrachten und Staunen. Aber jetzt ritten sie in das offne Thor eines großen, prächtigen Hauses; dann noch wenig Minuten: und er stand vor der überraschten Gräfin, vor der freudig erschrockenen Seraphine. Die Gräfin hieß ihn, mit einer Güte, die fast mütterlich war, willkommen. Seraphine sagte nur wenige Worte; aber er sah ihr Lächeln, ihren freundlichen Blick; und als sein Auge unwillkürlich auf die kleine Narbe ihrer Stirn gerichtet war, sah er an dem höheren Roth, das plötzlich ihre Wange überzog, daß der unsichtbare, zarte Faden ihres geheimen Einverständnisses unzerrissen geblieben war. Er fühlte, mit hochklopfendem Herzen, daß seine Wangen eben so vernehmlich zu Seraphinen sprechen müßten, als die ihrigen zu ihm.

Der Graf war in Gesellschaft, und kehrte erst lange nach Mitternacht zurück. Also auch erst am folgenden Tage konnte Hastebeck ihm den Knaben vorstellen. Er that es unangemeldet. Sie traten in eine Reihe von Zimmern,

zum Theil noch weit glänzender ausgestattet, nur nicht so sorgfältig in Ordnung gehalten, als die Zimmer der Gräfin. Kostbare Bücher in kostbaren Einbänden, treffliche Kupferstiche und Landcharten lagen auf Tischen und Stühlen umher, vermischt mit mancherlei optischen und physikalischen Instrumenten, seltenen Erzstufen und Krystallen, deren buntes Durcheinander von der unstäten Beschäftigungsweise ihres Besitzers zeugte.

Der Graf, ein Mann noch in den besten männlichen Jahren, eben bei der Morgen-Chocolade die neuesten Zeitungen durchblätternd, lag, im saubern Morgenanzuge, auf dem Sopha ausgestreckt. Selbst in dieser nachlässigen Zwanglosigkeit konnte man den Mann aus der vornehmen Welt in ihm nicht verkennen. Zwar waren die Spuren einer verdorbenen Nacht noch in der Abspannung seiner Gesichtsmuskeln ausgedrückt; aber beim Anblick der Hereintretenden plötzlich aufgeregt, theilte die Lebendigkeit seines großen Auges den schönen Formen seines Gesichts auch neues Leben mit; und die angenehmste Freund-

lichkeit umschwebte seinen Mund, indem er sich aufrichtete, um die Kommenden zu begrüßen.

„Willkommen, lieber Hastebeck!“ sagte er mit einem leichten Tone, der zwischen wahrer, freundschaftlicher Vertraulichkeit und gräflichem Wesen ziemlich die Mitte hielt. Dann seinen Blick rasch auf Herrmann wendend, redete er diesen höflich mit den Worten an: „Ah, gewiß der junge Graf Stern? Ihre Frau Tante hat mir schon Ihren Besuch angekündigt.“ Und mit besonders verbindlicher Art bot er ihm einen Sitz auf dem Sopha an.

Herrmann wurde feuerroth wegen dieses Irrthums; doch ehe er noch etwas darauf erwiedern konnte, nahm Hastebeck schon in einem scherzenden Tone das Wort: „Ein junger Graf soll er seyn? Nun, wer weiß, was noch aus ihm wird? Bis jetzt kann ich ihn aber nur noch als den Neffen und Pflegesohn meines Freundes Westold präsentiren.“

„Quelle idée!“ rief der Graf, sich von dem Knaben abwendend, und mit plötzlich streng vornehm gewordenem Gesicht und hochaufgewor-

fenem Kopfe Hastebecken anblickend. „Warum sagten Sie mir das nicht gleich beim Eintreten?“

„Ich wollte einen Versuch machen,“ antwortete Hastebeck, indem er den Grafen scharf ansah — „ob Sie nicht von selbst in dem braven Burschen den Retter Seraphinens erkennen würden? Der ist er! Ohne ihn lebte Seraphine nicht mehr!“

„Aha!“ sagte der Graf, sich auffallend zusammen nehmend, um seine vorherige Unfreundlichkeit wieder gut zu machen — „Der ist's! Er heißt ja wohl Herrmann? Nicht wahr?“

Herrmann bejaete das mit den Worten: „Ich heiße Herrmann Westold, wie mein Pflegevater.“

„Gut! recht gut!“ erwiederte der Graf, etwas zerstreut. Sehr freundlich fuhr er dann fort: „Du hast Dich brav benommen bei der Geschichte mit dem Bassin. Man hat Dich mir auch sonst gelobt. Ich freue mich, Dich einmal zu sehn.“ Und indem er dieß sagte, legte er seine

Hand erst an des Knaben Kinn, strich ihm dann die Haare von der Stirn zurück, und sah ihn mit Wohlgefallen an.

„Was denkst Du einmal zu werden?“ fragte er dann rasch. Herrmann antwortete, das wisse er selbst noch nicht. Dann nahm Hastebeck das Wort, und sagte, er solle für jetzt nur eifrig fortfahren, Schulwissenschaften zu treiben; wenn er was Tüchtiges gelernt habe, werde das Weitere sich schon finden.

Der Graf nickte beifällig zu dieser Erklärung. Er führte Herrmannen ins Nebenzimmer, damit er dort einige kostbare Kupferwerke durchblättern solle, und er selbst unterhielt sich alsdann mit Hastebeck in einer Sprache, von welcher Herrmann nichts verstand.

Endlich sagte Hastebeck zu Herrmann: „Bedanke Dich bei dem Herrn Grafen! Er erlaubt es, daß Du hier in seinem Hause unter meiner Aufsicht bleibst.“

Der Graf bestätigte das mit freundlichen Worten; und als Herrmann ihm danken wollte, sah er ihm lange ernst ins Gesicht; es

traten ihm Thränen in die Augen, und dann gab er ihm einen Kuß auf die Stirn, und schob ihn sanft nach der Thür.

Auf Hastebecks Zimmer fragte Herrmann, warum der Graf ihn wohl so lange angesehen, und dann beinahe geweint habe? — „Das will ich Dir sagen." antwortete Hastebeck — „Er hat Deinen Vater sehr gut gekannt, und Dein Gesicht erinnerte ihn lebhaft an seinen Freund. Aber laß Dir gegen Niemanden etwas merken, daß ich Dir dieß gesagt habe!"

Herrmann versprach es. — Noch an diesem Tage wurde für ihn ein Zimmer eingerichtet, nahe bei denen, welche Hastebeck bewohnte. Am folgenden Tage wurde er von dem Vorsteher eines Gymnasiums geprüft; und mit dem besten Eifer besuchte er dieß dann, und wendete auch zu Hause seine Zeit gut an, um etwas Tüchtiges zu lernen. Er wurde in der Schule geliebt, wie in dem gräflichen Hause. Aber so gut es ihm in der großen Stadt auch ging: so vergaß er doch Aarhorst nicht, und unterhielt mit seinem ehemaligen Pflegevater einen Briefwechsel,

der für die Erhaltung seiner Herzens=Reinheit von der größten Wichtigkeit war.

Hastebeck wollte auch Kunstsinn in ihm wecken, und ging von Zeit zu Zeit mit ihm in den Bildersaal des Grafen, der viele treffliche Arbeiten großer Meister enthielt. Herrmann gaffte, und freute sich, wie es von seinem Alter und von seiner Fremdheit im Tempel der Kunst zu erwarten war. Auffallend zog ihn indessen ein großes, düster gehaltenes Bild an, welches einen, am flachen Ufer eines stürmischen Meeres ausgestreckt daliegenden, todten Ritter zeigte. — „Junge, das freut mich," sagte Hastebeck — „daß dieß Bild Dir so vorzüglich gefällt. Ich hätte das kaum erwartet, da es durch nichts weniger als ein schönes Kolorit, oder sonst etwas in die Augen Fallendes, besticht. Aber Du hast es richtig herausgefühlt, daß dieß, in manchem Betracht, das Hauptstück der ganzen Sammlung ist. Die Erfindung ist höchst einfach, aber Alles ist großartig, in harmonischem Ernste, und mit meisterhaftem Pinsel ausgeführt; und die starre Gestalt des todten, bleichen Ritters macht, im

Gegensatz des sturmbewegten Meeres und des schweren Wolkenhimmels, einen ergreifenden Eindruck. — Sieh nur die prächtigen Meereswellen! Es ist mir manchmal, als hätte der brave Künstler sie recht eigens für mich gemalt."

Ein anderes Mal, als er den Knaben wieder mit begeisterten Blicken an dem Bilde hangen sah, rief er ihm zu: „In Dir steckt ein Künstler! das seh' ich! Nur kann ich noch nicht aus Dir klug werden, ob das Historische oder das Landschaftliche in dem schönen Bilde Dich anzieht. Sag' es einmal grade heraus: Was möchtest Du werden? Ein Raphael, oder ein Waterlo?"

Da erwiederte Herrmann rasch: „O, nein! kein Maler möchte ich werden, sondern ein Ritter, der so gepanzert gegen den Feind ginge, und kämpfte, um als ein Held zu siegen, oder zu fallen. So oft ich hier stehe, ist es mir, als riefe eine Stimme mir zu: Dulce et decorum est, pro patria mori."

Hastebeck sah ihn mit großen Augen an, und begann, mit ihm darüber zu streiten, ob der Ritter seinen Tod im Kampfe, oder bei einem

Schiffbruche gefunden habe, und dann von den hochgehenden Wellen aufs Ufer geschleudert sey. Herrmann widerlegte das, indem er auf den Griff des Schwerdtes zeigte, der neben der rechten Hand des Ritters, bei genauerer Untersuchung, ziemlich deutlich zu erkennen war. Hastebeck konnte seine Meinung nicht durchführen, und hörte verwundert, mit welcher Begeisterung der Knabe von Cäsar, Epaminondas und andern Helden des Alterthums sprach.

Seit der Graf dieß von Hastebeck gehört hatte, mußte Herrmann öfter, immer öfter, und endlich regelmäßig alle Tage, zu dem Grafen kommen, und es war unverkennbar, daß Dieser ihn immer lieber gewann, weit lieber, als er damals Seraphinen hatte. —

Unterdessen rückte das verhängnißschwere Jahr 1806 der Entwickelung seiner großen Begebenheiten näher. Immer begeisterter stand Herrmann vor dem bedeutungsvollen Bilde; und als ihn die Gräfin einmal so traf, und über seine Neigung zum Soldatenleben mit ihm sprach, faßt' er sich endlich ein Herz, und bat sie flehent=

lich, daß sie ihm dazu verhelfen möchte, mit in den Krieg gegen die Franzosen ziehen zu dürfen.

Schon wollte die Gräfin diese Bitte eine Thorheit nennen, als ihr einfiel, was sie ihm zu Aarhorst, im dankbaren Gefühl für die Rettung Seraphinens, gesagt und versprochen hatte. Wie ein heiliges Gelübde, erschienen ihr jetzt ihre damaligen Worte; die lebhafte Erinnerung an jene rasche That des Knaben gab ihr den Glauben, daß eine Heldenseele in ihm wohne; und so gab sie ihm die freundliche Antwort, sie wolle sehn, was sich für ihn thun lasse.

Angelegentlich fragte sie Hastebecken um Rath. „Ei!" sagte dieser — „In dem Burschen steckt ein trefflicher Husar! Er reitet schon jetzt mit seltner Dreistigkeit und Gewandtheit; und daß er auch, wenn es gilt, künftig die Klinge zu gebrauchen wissen wird, das, denke ich, blitzt aus jedem seiner Blicke heraus."

„Gut!" erwiederte die Gräfin — „ich halte seine vorherrschende Neigung für einen Wink vom Himmel. Wer weiß, wozu er berufen ist?

Lassen Sie uns dann Anstalt machen, daß er in ein Regiment kommt!"

„Als was aber?" antwortete Hastebeck. — „Um Gemeiner zu werden, und es etwa bis zum Wachtmeister zu bringen? Dazu ist seine Erziehung zu vornehm gewesen. — Um ihn in die Offizier = Reihe zu bringen? Dazu möchte die Geburt des armen Schelms sich wohl zu sehr in zweideutigem Dunkel verlieren. Er mag aus gutem, adligem Blut entsprossen seyn; aber wo ist der Stammbaum, mit dem es erwiesen werden kann?"

Auf die wiederholten Fragen der Gräfin, was unter solchen Umständen wohl zu thun sey, um das Unrecht, was das Schicksal dem armen verwais'ten Knaben angethan, wieder gut zu machen, erwiederte Hastebeck endlich: „Sein Glück wäre für immer gemacht, wenn der Graf sich entschlösse, ihn förmlich zu adoptiren und ihm seinen Namen zu geben; und wenn Sie, Frau Gräfin, den Retter Seraphinens mütterlich genug liebten, hiezu Ihre Einwilligung zu geben."

Die Gräfin war überrascht, doch nicht auf eine unangenehme Weise. Nach einigem, ernstem Besinnen, sagte sie: „Wenn ich ihn auch mütterlich genug liebte: wird der Graf ihn auch lieb genug haben, so einen Schritt zu thun?"

Hastebecks Auge blitzte bei dieser Frage der Gräfin lebhaft auf. „Der Graf liebt ihn sehr." war seine Antwort — „Auch hat er sich lange einen Sohn gewünscht, damit sein Name nicht durch den verhaßten Lehnsvetter allein, sondern auch in besonderer Abstammung, oder wenigstens Nachfolge, von ihm selbst, auf die Nachwelt gebracht würde. Ich weiß, wie lebhaft dieser Wunsch ihn schon seit langer Zeit beschäftigt; und ich glaube daher, Ihnen seine Einwilligung im voraus zusagen zu können, sobald Sie mir den Auftrag geben, diese Angelegenheit ernstlich zu betreiben."

Er konnte diese Zusage leicht thun, denn der Graf hatte sich schon von selbst hiezu geneigt erklärt, und wünschte nur, daß von der Gräfin die Verhandlung hierüber ausginge. Leichter, als man erwartete, hatte sich das nun gemacht.

Die Gräfin verlangte zwar noch einige Tage Bedenkzeit, die ihr Hastebeck auch ohne Einwendung zugestand; doch schon am folgenden Tage, als sie Seraphinen gefragt hatte, ob sie wohl Herrmannen zu ihrem Bruder haben möchte, und diese ihr ein hochfreudiges Ja geantwortet, und sie dann mit Bitten bestürmt hatte, ihr diese Freude nicht länger vorzuenthalten — da ließ die Gräfin Hastebecken zu sich rufen, theilte ihm ihren festen Entschluß mit, und beauftragte ihn, die Sache mit dem Grafen in Ordnung zu bringen.

Das war bald geschehen. Der Graf suchte um die landesherrliche Genehmigung nach, und sobald er diese erhalten hatte, bemühte er sich um eine Anstellung für Herrmann in einem Husaren-Regimente, und gab dann, zur Feier der geschehenen Adoption, ein großes Gastmahl, bei welchem Herrmann die Ehrenstelle zwischen dem Grafen und der Gräfin bekam, die Beide ihn nun Sohn nannten, und als solchen mit Liebkosungen überhäuften.

Alle waren ungewöhnlich heiter, und fühlten sich in ihren gegenseitigen Verhältnissen ungleich wohler, als zuvor. Der Graf erkannte es dankbar, daß die Gräfin seinem Wunsche so willig entgegen gekommen war; und fast noch mehr fühlte sich die Gräfin ihrem Gemahl verpflichtet, weil sie der Meinung war, daß er nur, um ihr sich gefällig zu zeigen, den Lebensretter Seraphinens mit seinem edlen Namen beschenkt habe. Auch Hasteb eck wurde, als der Vermittler, von Beiden doppelt geehrt, und man sah, daß er mit der vollsten Genugthuung sich des Werks, das er zu Stande gebracht, freute.

Aber von Allen die Glücklichsten waren doch Herrmann und Seraphine. Die schönen Namen Bruder und Schwester, mit denen sie einander jetzt rufen durften; und die gewonnene Freiheit, es jetzt laut zu bekennen, wie herzlich lieb sie einander hatten, schien ihre höchsten Wünsche befriedigt zu haben. Aus jedem ihrer Blicke, wenn sie sich ansahn, glänzte ein heller Freudenstrahl, und jedes ihrer Worte war ein Dollmetscher ihrer frohen Gefühle. — Als die Gräfin

ihnen ihre Zufriedenheit mit solcher geschwisterlicher Zuneigung bezeigte, versicherten sie Beide einstimmig, daß sie einander schon lange so lieb gehabt hätten; und in dem Rausche seiner unschuldigen Freude bekannte Herrmann jetzt, daß er die Narbe an Seraphinens Stirn verschuldet, und daß Seraphine dieß, trotz aller Schmerzen, standhaft verschwiegen habe, um ihm jeden Vorwurf darüber zu ersparen.

„Ei ei!" sagte die Gräfin, halb empfindlich, halb liebevoll zu Seraphinen — „Hätte ich doch nicht gedacht, daß Du hinter meinem Rücken ein Geheimniß haben möchtest!" Sie sah Beide mit aufmerksamen Blicken an, und ob sie gleich nichts weiter sagte: so war es doch nicht zu verkennen, daß sie seit diesem Augenblick von der Geschwisterliebe des funfzehnjährigen Knabens und des zwölfjährigen Mädchens eine andere Ansicht nahm, als bisher. — Der Graf konnte ein frohes Lächeln nicht unterdrücken; und Hastebeck, der es bemerkte, ergriff, heitern Gesichts, sein Weinglas, ging damit zu dem Grafen, flüsterte ihm etwas ins Ohr, das dieser

mit beifälligem Nicken beantwortete; und Beide stießen dann die Gläser an, doch ohne laut zu sagen, worauf. —

Ganz ohne trübes Gewölk war indessen keineswegs für Herrmannen der blaue Himmel seines Glücks. Hastebeck hatte es übernommen, Westolden von dem großen Glücke seines Neffen zu benachrichtigen. Eine vorherige Anfrage, ob der Oheim mit diesem Glückswechsel auch einverstanden sey, hatte er für ganz überflüssig gehalten; und er unterließ sie, um eine desto freudigere Ueberraschung zu bewirken, wenn Alles schon zu Stande gebracht wäre. Als er daher jetzt seinem Freunde die große Neuigkeit mittheilte, setzte er, am Schlusse des Briefes, mit großer Zuversicht hinzu: „Du sagtest mir, als Du mir den Knaben anvertrautest, ich solle ihn leiten, wie ich es für gut halten werde. Ich sagte Dir dagegen, ich wolle sorgen, daß er nicht mehr dastehe, als wäre er in die Welt geschneit. So hoffe ich dann, Bruderherz, mein Wort mit Ehren gelöst zu haben, und Du wirst mit mir jubiliren, daß das so über Erwarten geglückt ist!“

In Absicht dieses Jubilirens hatte Hastebeck sich gänzlich verrechnet. Die Ansicht, welche Westold und die Seinigen von der Standeserhöhung und von der bevorstehenden Laufbahn Herrmanns nahmen, war eine durchaus niederschlagende. Der theure Knabe, an dem sie fortwährend mit der herzlichsten elterlichen und geschwisterlichen Liebe hingen, schien ihnen jetzt auf einmal so weit entrückt, daß ihre Arme ihn nie wieder würden erreichen können; sie fürchteten, daß sein Herz ihnen gänzlich werde entfremdet werden; und auf der Laufbahn, die man ihn hatte erwählen lassen, ahneten sie nichts, als Gefahr und Unglück für ihn. — In seiner Antwort an Hastebeck schrieb Westold unter Anderm Folgendes:

„Ich will und kann Dir es nicht schildern, wie schmerzlich wir uns gekränkt fühlen, daß Du den Knaben so gänzlich hast losreißen lassen von unsern Herzen! Hatte ich nicht, als der Bruder seiner unvergeßlichen Mutter, die nächsten und natürlichsten Ansprüche der Blutsverwandtschaft auf ihn? Hat meine Frau ihn nicht von

seinem dritten Jahre an gehegt und gepflegt, bei Tag und bei Nacht, wenn er gesund oder krank war, wie die allerzärtlichste Mutter? Bat sie ihn nicht noch beim Abschiede mit schmerzlichen Thränen, daß er unser bleiben möge? — Und nun ist er nicht mehr unser! Er hat die Eltern gewechselt, wie Kleidungsstücke. Freilich hat er ungleich reichere, vornehmere erhalten, als wir sind; aber werden die vornehmeren ihn auch so herzlich und ausdauernd lieben, als wir?! — Ich soll mit Dir jubiliren über sein unerwartetes Glück? Wie könnte ich das! Ich kann nur trauern über seinen gefährlichen Sprung aus unserm schlicht bürgerlichen Kreise in einen gräflich vornehmen hinauf. Möge er vorsichtig gehen, und nicht gleiten auf dem getäfelten, glatt gebohnten Boden! — Reichthum und vornehmes Wesen machen nicht einmal immer äußerlich glücklich! wie ungleich seltener vollends innerlich! In welchem hohen Grade gefährden sie die Reinheit des Herzens und des Wandels! und wie viel schöne Tugenden scheitern unrettbar an jenen hohen, schillernden Klippen! Und das,

das ist es, was mich am meisten bekümmert! „Was hülfe es dem Menschen," steht geschrieben in der heiligen Schrift — „wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme Schaden an seiner Seele?!" — Und ein Bild ist der Wende=punkt seines Schicksals geworden! Phantasti=sche Eindrücke beim Anschauen eines Bildes haben ihn, statt besonnener Ueberlegung, seine künftige Lebensbahn wählen lassen! O, das mißfällt mir sehr! Und kaum kann ich mich enthalten, mit meiner Frau die Befürchtung zu theilen, daß dieses Bild, welches nur einen düstern Himmel, ein stürmisches Meer, und einen einsamen Leich=nam zeigt, von schlimmer Vorbedeutung ist, und auf einen traurigen Ausgang hinweis't! — Ge=be Gott, daß diese herzzerreißende Befürchtung sich nicht bestätigen möge!" —

Theilte Hastebeck auch nicht diesen ganzen Brief Herrmannen mit: so war das, was er ihm daraus vorlas, doch mehr als hinrei=chend, ihn tief zu betrüben; und dieser Kummer mitten in seinem neuen Glücke war die beste Lob=rede seines guten, unverdorbenen Sinnes und

seiner warmen, dankbaren Liebe zu Denen, die sich jetzt so bitter durch ihn gekränkt fühlten. Er eilte augenblicklich auf sein Zimmer, und schrieb einen langen Brief nach Aarhorst, der, wie an Westolden und Auguften, so auch an Marien und Lebrechten gerichtet war. Jede Zeile war der unverstellte Ausdruck der tiefsten Betrübniß und der herzlichsten Liebe. Er betheuerte, daß seine früheren Pflegeeltern ihm ewig die theuersten und liebsten bleiben würden; er bat flehentlich, daß sie ihm ihre Liebe nicht entziehen möchten; und er gelobte mit den heiligsten Betheurungen, daß er aus allen Kräften streben wolle, derselben immer würdig zu bleiben.

Erst als dieser Brief auf die Post gegeben war, wurde ihm wieder leichter ums Herz. Mit dem ungeduldigsten Verlangen sah er der Antwort entgegen; aber der Strom großer Begebenheiten riß ihn schnell und weit von seinem bisherigen Schauplatze hinweg; schneller, als er erwartet hatte, mußte er sich von Seraphinen, von Hastebeck, und von seinen gräflichen Eltern trennen, wobei Schmerz und Freude hart neben

einander in seinem Herzen thronten; und erst nach vielen Monaten kam des gerührten Westholds väterlich liebevolle Antwort in seine Hände.

Die preußische Armee war den Franzosen an der Saale hinauf entgegen gerückt. Herrmann glühte vor Verlangen, ihr dorthin nachzufolgen; doch um erst eingeübt zu werden im Gebrauch seiner Waffen und in der Behandlung seines Pferdes, erhielt er Befehl, sich nach einer ziemlich entfernten Stadt zu begeben, wo mehrere junge Mannschaft zum Felddienst gesammelt und vorbereitet wurde. So entging er dem herben Schicksale, Zeuge der unglücklichen Schlachten von Jena und Auerstädt zu seyn; und unentmuthigt konnte er dem weiteren Verlaufe des Krieges entgegen sehn.

Die Bestürzung, welche das schnelle Vordringen des siegtrunkenen, übermüthigen Feindes über das ganze Land und die Hauptstadt verbreitete, verschaffte ihm, wider Erwarten, das Glück, Seraphinen, die Gräfin, und Hastebecken noch einmal zu sehen; aber es war kein frohes Wiedersehen! Sie eilten nach dem entferntesten Gute der Gräfin in Polen, und trafen mit ihm auf seinem Eilmarsch nach den entlegenen Gegenden, wo die Trümmern der preußischen Armee gesammelt wurden, in einem kleinen Städtchen zusammen. Die hellen Thränen rannen über Seraphinens Gesicht bei Herrmanns Marschbericht. — „Ach Herrmann!" sagte die Gräfin — „hätte ich Deinem Wunsche doch nicht nachgegeben! Was soll aus Dir werden in diesem hoffnungslosen Kampfe?!"

„Ein tüchtiger Mensch, hoffe ich." fuhr Hastebeck kräftig dazwischen, um dem Weinen und Klagen, wo möglich, ein Ende zu machen. „In strenger Schule lernt man etwas. Die Preußen müssen jetzt schweres Lehrgeld zahlen; aber sie werden auch sich schlagen lernen. —

Nur unverzagt drauf los, Herrmann! Es wird schon wieder besser werden, als es jetzt ist."

Mochte Hastebeck, im Grunde seines Herzens, auch nicht ganz die muthige Hoffnung haben, die er hier aussprach: die beabsichtigte Wirkung auf Herrmann ging deshalb doch nicht verloren. Er überstand ohne Klage den neuen Trennungsschmerz, und unverzagt verfolgte er die ihm vorgeschriebene Bahn. Mit unruhig klopfendem Herzen ritt er in das erste, kleine Gefecht; schon mit ruhigerer Haltung nahm er an der Schlacht bei Eylau Theil, und fühlte sich gehoben, durch die Vorstellung, daß er mit zu dem Häuflein gehöre, das hier so tapfer dem Feinde Widerstand leistete; dann mit dem freudigsten Muthe stand er später, in der Schlacht von Friedland, auf seiner Stelle, und erndtete manches lobende Wort von dem Rittmeister seiner Schwadron. Doch eine eingreifende, ausgezeichnete That zu thun, wie es der Wunsch und die Hoffnung seiner jugendlichen Einbildungskraft war, ward ihm so wenig, als tausend andern jungen Kriegern, vom Schicksale ver-

gönnt; und ein schnell folgender, unglücklicher Friedensschluß setzte fürs Erste auch dem kräftigsten Thatenlauf ein unerwünschtes Ziel.

Sobald die Ruhe nothdürftig hergestellt war, versammelte die gräfliche Familie sich wieder in der Hauptstadt. Späterhin erhielt Herrmann, auf Ansuchen des Grafen, seinen Abschied. Ein Lieutenants-Patent war der Lohn seines bewiesenen jugendlichen Eifers.

Auf der Rückreise nach der Residenz machte er einen bedeutenden Umweg über Aarhorst, und verwandelte dort die lange Bekümmerniß um ihn in die lebhafteste Freude. Man staunte, wie er gewachsen, und zum kräftigen Jünglinge heran gereift war. Und als nun Alle sich nach und nach überzeugten, daß er, trotz der Veränderung seiner äußern Verhältnisse, innerlich noch ganz der vorherige, ihnen mit voller Herzlichkeit ergebene Sohn und Bruder war, versöhnten sie sich allmählig mit der Wendung, welche sein Schicksal genommen hatte, und freuten sich theilnehmend seiner Aussichten auf weiteres Glück.

Endlich eilte er in die Hauptstadt, wo er von der gräflichen Familie mit offnen Armen empfangen wurde. Alle freuten sich aufs Lebhafteste seiner glücklichen Rückkehr; am meisten vielleicht Seraphine, allein grade sie sprach am wenigsten ihre innere Freude aus, denn während einer fast zweijährigen Trennung war sie dem jungfräulichen Alter bedeutend näher gerückt, und halb verschüchtert stand sie jetzt dem blühenden Jünglinge gegenüber, den sie zwar Bruder nannte, für den sie aber doch keine unbefangene Schwester seyn konnte.

Herrmann, in seiner unschuldigen und bescheidenen Unerfahrenheit, hielt ihre Zurückhaltung gegen ihn für Gleichgiltigkeit, ja endlich sogar für Verachtung, daß er, ohne etwas von Bedeutung gethan, selbst ohne eine Narbe davon getragen zu haben, aus seiner kurzen, kriegerischen Laufbahn zurück gekehrt war. Das erfüllte ihn, bis ins Innerste seiner Seele, mit Schmerz und Beschämung. Als daher, nach Jahr und Tag, Oestreich einen neuen Kampf mit dem Unterdrücker und Verwüster Europa's begann, als

Dörnberg, Schill und der ritterliche Herzog von Braunschweig mit ihren kleinen Haufen gegen den Uebermächtigen auftraten, um unter ihren Panieren eine kampflustige, deutsche Jugend zu versammeln: da war Herrmann rasch entschlossen, sich den kecken Streitern anzuschließen, um dem Zorne über das Unglück seines Vaterlandes endlich Raum zu geben, und entweder Seraphinens Achtung zu gewinnen, oder unterzugehen in einem ehrenvollen Kampfe.

Aber Hastebeck, dem er sich anvertraute, hielt ihn, mit der ganzen Macht seines Ansehens, zurück von einem nutzlosen Beginnen. „Spare Deine Kräfte!" sagte der väterliche Freund zu ihm — „Es kommt vielleicht eine Zeit, wo sie bedeutungsvoller anzuwenden sind! Für jetzt suche nur immer mehr zu lernen, damit Du nicht als ein bloßer Glückspilz in der Welt dastehest, sondern als ein brauchbarer, kenntnißreicher Mann, der sich durch etwas noch Werthvolleres, als einen zufälligen Grafentitel und großen Geldkasten, Achtung erwirbt!"

Auf diese Art erhielt der Thätigkeitstrieb und der Ehrgeiz des Jünglings eine andere, würdige Richtung. Er machte, mit Hülfe seiner guten Geistesanlagen und eines anhaltenden, oft eifernen Fleißes, die erfreulichsten Fortschritte in alten und neuen Sprachen und in den gewöhnlichen Schulwissenschaften. Mit gleichem, rühmlichem Eifer besuchte er dann die Hörsäle der neu errichteten, aufblühenden Universität. Er reifte mit raschen Schritten dem Zeitpunkte entgegen, wo er eine ehrenvolle Laufbahn im Dienste des Staats, wozu ihm die glänzendsten Aussichten eröffnet waren, beginnen sollte.

Der Graf beobachtete mit dem größten Wohlgefallen Herrmanns Fortschreiten in gründlichen Kenntnissen, und seine schöne Gewöhnung an ausdauernde, zweckmäßige Thätigkeit. Je ernster ihn selbst mitunter ein Rückblick auf sein eigenes, wenig benutztes Talent, auf seine wild vergeudeten, besten Jahre, und auf sein ganzes, verwüstetes Leben, stimmen mochte, desto erfreulicher war ihm die schöne Richtung, welche die kräftige Lebendigkeit des trefflichen

Jünglings nahm, den er feierlich zu seinem Sohne hatte erklären lassen. Er baute auf ihn große Pläne des erneuten Glanzes seiner Familien-Linie, die, ohne diese Adoption, mit ihm ausgestorben wäre. Er fing schon an, Mittel und Wege vorzubereiten, ihm im diplomatischen Fache eine Anstellung zu verschaffen, da es sein lebhaftester Wunsch war, ihn mit der Zeit mit einem glänzenden Gesandtschaftsposten beehrt zu sehn. Um ihm auch die selbstständigen Vermögensmittel zu sichern, die ihm hiezu nöthig seyn würden, hatte die Gräfin, durch Hastebecks Vermittelung, längst eingewilligt, daß Herrmann nach ihrem Tode einen großen Theil ihrer polnischen Güter, zu einem Majorat bestimmt, erhalten solle, wenn nicht eine gegenseitige Neigung ihn und Seraphinen zu Gatten, und dann Beide gemeinschaftlich zu Erben des ganzen, mütterlichen Vermögens machen sollte. — Daß die Eltern dieß wünschten und hofften, das blieb aber noch ein tiefes Geheimniß vor Herrmann und Seraphinen, weil der Kopf des fleißigen Jünglings nicht vor der Zeit mit Heirathsgedan-

ken, zum Nachtheil seines Studirens, angefüllt werden, auch ihre gegenseitige Neigung, bei reiferem Alter, sich ganz ohne fremdes Zuthun entwickeln sollte. Der Graf und die Gräfin, welche durch eigne, traurige Erfahrung darüber belehrt waren, in welchem hohen Grade eine eheliche Verbindung, nicht von eigner Neigung und Wahl, sondern nach fremder, conventioneller Bestimmung geschlossen, das Leben verbittern könne, wollten wenigstens ihre Kinder vor ähnlichem Unglück bewahren. Und so kam es dann, daß Seraphine, mit voller Willens = Freiheit, mehr als eine Bewerbung um ihre Hand zurückweisen durfte, ohne daß ihr dabei irgend zu = oder abgerathen wurde.

Die Gräfin freute sich einstweilen der Genugthuung, daß ihr Gemahl, seit jenen gemeinschaftlichen Verabredungen über Herrmanns dereinstige, selbstständige Verhältnisse, Seraphinen einer ungleich freundlicheren Aufmerksamkeit würdigte, als in früherer Zeit. Je mehr sie zur Jungfrau herauf wuchs, und je bezaubernder der Blüthenkelch ihrer Schönheit sich zu ent=

wickeln begann, mit desto größerem Wohlgefallen betrachtete der Graf sie nach und nach. Im Laufe der Zeit schien es, als wolle er das Unrecht, das er ihr sonst durch seine Kälte angethan, auf jede Weise wieder gut machen. Er überhäufte sie mit den kostbarsten Geschenken und den zärtlichsten Liebkosungen; er ließ sich zu den größten Aufmerksamkeiten und Schmeichelreden gegen sie herab, welche der Gräfin manchmal fast ungeziemend zu seyn schienen; ja endlich verirrte er sich sogar einmal bei einem Glase Champagner, in Seraphinens und Hastebecks Gegenwart, zu der Aeußerung, er möchte lieber ihr Bräutigam, als ihr Vater seyn. Aber kaum hatte er das gesagt: so erhob sich Hastebeck, mit wild zornigem Blick, von seinem Stuhle; er ergriff mit beiden Händen die zwei Flaschen, die auf dem Tische standen, und schleuderte sie durch das offen stehende Fenster auf die Straße hinab; und mit den Worten: „Der Wein ras't aus Ihnen!" führte er Seraphinen zum Zimmer hinaus, unbekümmert um den rasch aufflammenden Zorn des Grafen, der ihm gern einen Blitz nachge-

schleudert hätte, aber glücklicherweise kein Jupiter war. —

Seit jenem Vorfall war eine merkliche Spannung zwischen Hastebeck und dem Grafen eingetreten, und es war nicht abzusehen, zu welchem jähen Umsturz ihrer Verhältnisse dieß in Kurzem geführt haben würde, wenn nicht, in schneller Folge, ein wichtiges Ereigniß nach dem andern ihre Aufmerksamkeit gefesselt, und nach andern Seiten hin gerichtet hätte. —

Der Tag der Rache und der Befreiung Deutschlands dämmerte herauf mit blutrothem Morgenstrahl. Die kläglichen Trümmern der französischen Armee flohen, von den Russen verfolgt, ihrer Heimath zu. Mit dem höchsten Jubel vernahm man die Kunde hiervon auch in dem gräflichen Hause, und das Bedürfniß freudiger Mittheilung drängte den gegenseitigen Groll zurück. Alles war durchglüht von der einen, grossen Hoffnung, daß die Nemesis endlich Den erreichen werde, welchem der Fluch von Millionen längst auf der Ferse gefolgt war. —

Mitten zwischen diese folgenreichen welthistorischen Tagesneuigkeiten drängte sich unerwartet ein Brief Westolds, mit der Nachricht von dem Tode des Pfarrers zu Aarhorst, und mit der angelegentlichen Bitte, daß der Graf und die Gräfin nun das alte, ihm schriftlich gegebene Versprechen, zur Vollendung seines Glücks auf dieser Welt, in Erfüllung gehen lassen möchten.

Hastebeck sorgte mit dem Feuereifer der treusten Freundschaft, daß alles hiezu Nöthige möglichst schnell und zweckmäßig eingeleitet wurde. — Alles ging auch aufs Beste von Statten. Früher, als man erwartet hatte, kam ein abermaliger, hochfreudiger, dankerfüllter Brief von Westold, worin er meldete, daß er seine Prüfung vor der geistlichen Behörde glücklich bestanden, daß seine ganze Gemeinde mit großer Erbauung seine Probepredigt angehört habe, ihn mit liebevoller Zustimmung als ihren künftigen Seelsorger anerkenne, und daß er im Junius sein Amt antreten werde. Als glücklicher Hausvater, fügte er noch hinzu, daß die Herzen seines braven Pflegesohnes Lebrecht und seiner lieben

Tochter Marie sich in Liebe zu einander gefunden hätten, daß die Weihe ihres Bündnisses am Altare seine erste geistliche Amtsverrichtung seyn werde, und daß Lebrecht dann, der ein sehr unterrichteter und thätiger Landwirth geworden sey, mit der zu hoffenden Einwilligung der Gutsherrschaft, an seiner Statt in den Pachtvertrag eintreten solle. Er pries sich glücklich über alle Maaßen, daß er endlich an dem lange ersehnten Ziele stehe, er pries es als eine besondere, wunderbare Gnadenfügung Gottes, daß seine Freude mit der Freude des befreiten Vaterlandes zusammentreffe, und in voller Begeisterung gelobte er, durch unermüdliche Sorge für das Seelenheil seiner Gemeinde, seines hohen Berufs sich möglichst würdig zu machen.

Hastebeck, so unwillig er in früherer Zeit auch manchmal die Prediger-Grille seines Freundes bestritten hatte, nahm jetzt den allerfreudigsten Antheil an der endlichen Befriedigung jenes frommen Wunsches. Er schrieb Westolden den frohsten und herzlichsten Glückwünschungsbrief. „Du," sagte er darin — „Du wirst mit vollen

Ehren auf Deiner Stelle stehn! Du hast Deinen wahren, inneren Beruf zum geistlichen Hirten Deiner Heerde bewährt! Denn Du hast bewiesen, durch das Aufgeben Deines Pachtvertrags, daß es Dir nicht um ihre Milch und ihre Wolle zu thun ist, sondern um etwas Höheres. — Möge der Himmel Deine Bemühungen segnen, und Dich noch recht lange Freude genießen lassen an Kindern und Kindeskindern! — Sage dem Braut-Paare, daß ich zur Hochzeit kommen werde, und wenn ich hundert Meilen weit reisen müßte." —

Unterdessen hatte Friedrich Wilhelm seine Residenz nach Breslau verlegt, und den Aufruf zu den Waffen ergehen lassen, der, wie ein elektrischer Schlag, sein ganzes Volk durchdrang. Tausende eilten, freudigen Muths, dem großen Befreiungskampfe entgegen. Wie hätte Herrmann nicht das Nemliche thun sollen? — Augenblicklich war er entschlossen dazu. Hastebeck rief ihm ein kräftiges Bravo zu; der Graf und die Gräfin gaben ihre Einwilligung. Seraphine nickte ihm Beifall zu, konnte aber

kein Wort über die Lippen bringen, und wandte sich ab, ihr feuchtes Auge zu verbergen. Der Gedanke an sie, war das, was Herrmanns Herz unaufhörlich beschäftigte.

Der Tag seiner Abreise rückte heran. Kein phantastisches Anschauen eines Bildes hatte jetzt noch Antheil an seiner Kampflust. Sie war diesmal die Frucht eines ernsten, heiligen Pflichtgefühls. Doch fiel ihm, an einem der letzten Tage, plötzlich ein, das Bild noch einmal zu betrachten, das zu seinem ersten Feldzuge die nächste Veranlassung gegeben hatte, und er ging unbefangen nach dem abgelegenen Bildersaale.

Kaum hatte er die Thür geöffnet, und war einen Schritt hineingetreten: so stand er, wie zur Bildsäule geworden, mit beklommenem Athem still. Vor dem Bilde mit dem todten Ritter sah er auf dem Fußboden eine knieende, betende Gestalt, aufgelöst in Schmerz und Thränen, als läge vor ihr ein wirklicher, geliebter Leichnam. Ihr Schluchzen hatte sie gehindert, das Oeffnen der Thüre zu hören. Als aber Herrmann unwillkürlich den Namen Seraphine mit beben-

den Lippen aussprach, wandte sie erschrocken das trostlose Gesicht auf einen Augenblick nach ihm um, und die holde Gestalt sank dann in sich selbst zusammen, wie in völliger Auflösung ihrer Besinnung und Kraft.

Sie aufzuhalten, daß sie nicht gänzlich umsinke, eilte Herrmann zu ihr hin, kniete dicht neben ihr nieder, suchte sie aufzurichten, und fragte, in nicht zu verbergender Verwirrung: „Worüber weinen Sie, theure Seraphine?“

Erst nach einer dringenden Wiederholung dieser Frage, antwortete sie, mit kaum hörbarer Stimme: „Ich weine um meinen Bruder! Ich wollte für ihn beten; aber der Schmerz überwältigte mich, beim Anblick dieses todten Kriegers! Ach, es ist, wenn man es lange ansieht, ein schreckliches Bild!“

„Und Sie weinten um mich?“ fuhr Herrmann fort zu fragen; aber ihre Antwort waren nur neu hervorstürzende Thränen.

„Ach, Seraphine!“ rief er da, überwältigt von seinem, bisher gewaltsam unterdrückten Gefühl für sie —: „Wie glücklich machen

mich diese Thränen! aber auch wie unglücklich zugleich! Wie soll ich die Trennung von Ihnen ertragen? Sie, Sie sind mein Alles, mein steter Gedanke, mein Leben! Ohne Sie giebt es kein Glück für mich in der Welt!"

„Hören Sie auf!" unterbrach sie ihn ängstlich — „Verleiten Sie ein schwaches Mädchen zu keiner Antwort, die ihre Eltern vielleicht mißbilligen würden! Wenn Sie mich wirklich lieb haben: so verlassen Sie mich!"

Da drückte Herrmann mit Heftigkeit ihre zitternde Hand an seine Lippen, sprang dann auf, und stürzte, kaum seiner bewußt, zum Saale hinaus, auf sein Zimmer, und ging, in stürmischer Unruhe, unter mancherlei leidenschaftlichen Ausrufungen, auf und ab.

Hastebeck, der das in seinem nahen Zimmer hörte, eilte zu ihm hin, und fragte, was ihm sey? Einen Augenblick versuchte Herrmann, den Sturm seiner Seele zu unterdrücken, um zu verschweigen, was ihm begegnet war; allein er vermochte das nicht, weil der Aufruhr in ihm zu übermächtig war. Er konnte es nicht

lassen: er warf sich an des väterlichen Freundes Brust, und theilte ihm mit, was sich in dem Bildersaale so eben zugetragen hatte.

„Nun, Gott sey Dank!" unterbrach ihn endlich Hastebeck, halb lachend, halb gerührt — „Gott sey Dank, daß Ihr endlich zum Durchbruch gekommen seyd! Wenn Moskau nicht abgebrannt, die halbe Welt nicht aufs neue in Kriegsaufruhr gerathen wäre: Ihr hättet Euch wohl ewig im Verbergen Eurer Liebe zerquält! — Komm mit, braver Junge! Das soll auf der Stelle ins Reine gebracht werden!"

Er zog den erstaunten Jüngling mit fort bis ins Zimmer der Gräfin; er holte Seraphinen mit ihren verweinten Augen hinzu, und sagte dann: „Nun, Frau Gräfin, ist es Zeit, Ihren Segen zu spenden. Endlich hat sich das spröde Paar zusammen gefunden, wie wir es längst gewünscht und gehofft haben."

Mütterlich liebevoll streckte die Gräfin ihre Hände den geliebten Kindern entgegen. Jedes von ihnen bedeckte eine der mütterlichen Hände

mit Küssen und Thränen. In schöner Verwirrung standen sie da, legten das Geständniß ihrer gegenseitigen Liebe ab, und schlossen in einer hochseligen Umarmung, unter den Segenswünschen der Gräfin und Hastebecks, auf ewig den heiligen Bund ihrer Herzen.

Der Graf saß während dessen am Spieltische im Kasino. Spät Abends, als er nach Hause kam, bat das junge Paar, in Hastebecks Begleitung, auch ihn um seinen Segen. „Das ist rasch gegangen, in meiner Abwesenheit!" sagte er mit strengem Ton und finsterm Blick.

„Seyn Sie nicht empfindlich!" nahm Hastebeck das Wort — „Wir Alle waren ja über die Verbindung des jungen Paares längst einig, und Ihrer Einwilligung gewiß. Also ist ja kein eigenmächtiger Schritt geschehn."

„Ich könnte mich aber wohl anders besonnen haben!" erwiederte der Graf — „Wer ändert nicht im Laufe der Zeit seine Ansichten, seine Pläne, seine Empfindungen?"

Rasch sagte Hastebeck: „Könnten Sie aufgehört haben, das Glück Ihrer Kinder zu wünschen?“

„O, nein!“ war des Grafen eben so rasche Antwort — „aber ist es denn nur auf diese Art zu begründen?“

Jetzt stürmten die Kinder mit den Versicherungen ihrer gegenseitigen Liebe, und mit den dringendsten Bitten auf ihn ein. Seraphine wußte so siegreich zu schmeicheln, daß des Grafen Stirn nach und nach entrunzelt ward. Hastebeck erinnerte ihn nochmals an seine, schon längst ausgesprochene Genehmigung einer dereinstigen Verheirathung des jungen Paares: und so konnte der Graf fast keine Einwendung mehr machen. Er schloß das junge Paar in seine Arme, und sagte bewegt: „Seyd glücklich! — glücklicher, als — —“

Hier hielt er plötzlich inne. Man sah in seinem Gesicht, daß er in seinem Innern einen schweren Kampf bestand. Er winkte schweigend mit der Hand nach der Thür, und schweigend ver-

ließen ihn Hastebeck und das betroffene, liebende Paar.

Noch einen liebeseligen Tag verlebten Herrmann und Seraphine miteinander. Sie genossen ihn in seiner ganzen, himmlischen Herrlichkeit, freudig verwundert, daß sie die Namen Bruder und Schwester auf einmal gegen noch süßer klingende hatten vertauschen können. Je unerwarteter solch Glück ihnen zu Theil geworden war, desto höher und einziger erschien es ihnen. Je näher die Trennungsstunde daran gränzte, desto inniger hielten sie jetzt sich noch umschlungen, und träumten vom schönen, noch glücklicheren Wiedersehn. Wollte sie Wehmuth wegen des nahen Scheidens überschleichen: so raffte Herrmann sich kräftig zusammen, und sagte: „Weine nicht! Zage nicht, Geliebte!

Ich gehe ja, um den Frieden erkämpfen zu helfen, der uns auf immer glücklich machen soll!“

Am andern Morgen riß er sich schnell aus ihren Armen, damit ihre Thränen ihm das Herz nicht mehr noch zerrissen, als es vom eigenen Schmerze schon zerrissen war. Düster in sich gekehrt, doch festen Muths, trat er dann in die Reihen der Krieger, und gab Keinem an kräftiger Kampflust etwas nach. — Von Zeit zu Zeit gab er noch Nachrichten von seinem Marsche; doch ohne sein Verschulden kam endlich kein Brief mehr von ihm. Seraphinens zärtliche Seufzer folgten ihm nach; und ihr Morgen- wie ihr Abendgebet flehte den Himmel um Schutz für ihn an. —

Das erste große Schlachtgewitter hatte sich auf der Ebene von Lützen mit seinen hunderttausend Blitzen und Donnern entladen. Tausende waren gefallen, ohne einen freudigen Siegesruf gehört zu haben. Unter der Zahl der schwer Verwundeten war auch ein junger Graf Flankenborn aufgeführt.

Die Schreckensnachricht war Seraphinen nicht lange zu verbergen. Doch in der furchtbaren Nacht der Verzweiflung, von welcher ihr Herz jetzt ergriffen war, dämmerte plötzlich ein Strahl der Hoffnung auf. Der Graf erhielt die Nachricht, daß sein Vetter, der einzige Sohn seines reichen, verhaßten Oheims, des Besitzers der großen Flankenbornschen Lehngüter, mit ins Feld gezogen sey. Dieser junge Vetter konnte also der Verwundete seyn, und man brauchte noch nicht um Herrmannen zu verzweifeln.

Dem schrecklichen Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung ein möglichst schnelles Ende zu machen, und Seraphinen, im unglücklichsten Falle, wenigstens den traurigen Trost zu gewähren, ihren Geliebten noch einmal, oder doch sein Grab, zu sehn, entschloß die gräfliche Familie sich zu dem Wagstück, eine Reise nach dem Kriegsschauplatze zu machen. Aber an die Elbe gelangt, befanden sie sich bald in der peinlichen Lage, weder vorwärts, noch rückwärts zu können, und in einem kleinen Städtchen verweilen zu müssen. Nach vielen vergeblichen

Versuchen, eine sichre Nachricht zu erhalten, ward ihnen endlich die völlige Gewißheit, daß nicht Herrmann, sondern der Vetter schwer verwundet und bereits gestorben sey. Seraphine dankte mit Freudenthränen dem Himmel für die Erhaltung des Geliebten.

Auch die Gräfin und Hastebeck athmeten nun wieder frei auf; aber ungleich lebhafter, als diese, war der Graf von jener Nachricht ergriffen. Er jauchzte über den Tod des Vetters, dessen Geburt ihn um die Aussicht auf die Erbschaft der alten Lehngüter seiner Familie gebracht hatte. Alles kam jetzt darauf an, zu verhüten, daß der Vater des Verstorbenen nicht, um einen neuen Erben zu erhalten, noch einmal heirathete, wie er es vor vierundzwanzig Jahren gethan hatte, blos um dem Grafen die gehoffte, reiche Erbschaft zu entziehen.

Unter den gegenwärtigen Umständen hielt es daher der Graf für höchst nöthig, sich mit dem Vetter, wo möglich, zu versöhnen, und ihm, unter dem Vorwande, ihm sein Beileid über den Verlust des Sohnes zu bezeigen, einen Besuch

zu machen, was seit dem Jahre 1789 nicht geschehen war.

Erst in der Mitte des Junius, während des Waffenstillstandes, konnte der Graf die Reise antreten, die ihm so wichtig war. Da man die Residenz vor einem feindlichen Ueberfall nicht sicher hielt, wählten die Andern unterdessen einen Aufenthaltsort, der entfernter von dem großen Feuerheerde des Krieges lag. Nach Aarhorst wagten sie am wenigsten zu gehn, weil sie erfahren hatten, daß auch jene Gegenden von seitwärts streifenden Feinden berührt worden wären. —

Westold zählte schon mit frommer Freude die Tage bis zu seiner Antrittspredigt und zur Trauung seiner Kinder. Aber vor dem Eintritt dieses ersehnten Festes war es ihm beschieden, noch sehr böse Auftritte zu erleben, die seine Freude plötzlich auf eine grausame Weise störten. Sein erster Schrecken war die Nachricht, daß die Mühle, in welcher Lenchen wohnte, von einem Haufen von Feinden überfallen und schonungslos ausgeplündert war. Der verworfene Stork hatte sie, mit dem Versprechen, ihnen reiche Beute

zuzuweisen, von der Landstraße ab, in das entlegene Thal geführt. Wie durch ein Wunder nur, war Lenchen dem schmählichen Schicksal entgangen, was der Bösewicht ihr zugedacht hatte. In der Wuth über das Mißlingen dieses Plans, stieß er dem Müllerburschen, der ihr zur Flucht behülflich gewesen war, das Bajonet eines der Feinde in die Brust.

Mit Schaudern hatte Westold dieß eben erfahren, und er wollte schon Sorge tragen, den Ausgeplünderten Trost und Unterstützung zu senden, als gegen ihn selbst ein ähnliches, noch furchtbareres Ungewitter heraufstürmte.

Um auch an ihm Rache zu nehmen, eilte Stork, in Begleitung der Plünderer, auf den Schloßhof; und nachdem sie sich in Wein berauscht, fingen sie schon an, Stuben- und Schrankthüren aufzubrechen, in ungezähmter Raub- und Zerstörungslust.

In diesem Augenblick kam ein feindlicher Officier, ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit einem bärtigen, wildkriegerischen, doch edel gebildeten Gesicht, nebst einigen Dragonern, in den

Hof geritten, und verlangte Fourage für sein Bataillon, das am folgenden Tage in eine nahegelegene Stadt einrücken sollte. Westold eilte ihm entgegen, erklärte sich bereit zu jeder möglichen Lieferung, und bat nur um Schutz gegen die Plünderer. Der Officier verstand und sprach deutsch; und ein Knecht erzählte ihm von Storks mörderischer Schandthat in der Mühle. Erzürnt eilte der Officier nun sogleich mit gezogenem Säbel ins Haus, und mit dem Ausruf: „Du willst ein Deutscher heißen?“ hieb er den Böswicht nieder, und jagte die Plünderer davon.

Ein Schrei des Entsetzens durchflog das ganze Haus; der Offizier aber sagte jetzt ruhig, mit wenigen Worten, was an Hafer, Stroh und Heu geliefert werden müsse, und ging dann, um ein Frühstück zu nehmen, mit Westold ins Familienzimmer, dem er zuredete, ein Glas Wein mit zu trinken, um sich von den eben erlebten Schrecknissen zu erholen. Als Westold dieß that, fing der Officier an, über Allerlei mit ihm zu plaudern. So fragte er endlich auch, ob das Gut Aarhorst und das große Schloß dem Kö-

nig gehöre, oder wem sonst? — Kaum hatte Westold den Namen Flankenborn genannt: so wiederholte der Officier, wild aufblickend: „Flankenborn? Flankenborn? Der im Jahre 90 in Frankfurt auf Werbung stand? Wo ist der Schurke?"

Betroffen bejaete Westold die erste Frage, und setzte hinzu, daß der Graf in der Hauptstadt wohne. Doch er hatte noch nicht ausgeredet: da schleuderte der Officier das volle Glas, das er eben an den Mund führen wollte, auf den Boden, und mit den Worten: „Verflucht sey jeder Tropfen, den ich hier getrunken habe!" sprang er auf vom Stuhle, und hing in der zornigsten Bewegung den abgelegten Säbel wieder an die Seite.

Erschrocken staunte Westold ihn an, und suchte nach besänftigenden Worten. „Still!" rief der Officier im zornigsten Tone — „Jetzt lautet's anders zwischen uns! Nicht umsonst will ich in das Sündennest des Bösewichts gekommen seyn!" — Er riß das Fenster auf, rief einen Unterofficier ins Zimmer, und gab ihm,

französisch sprechend, in der leidenschaftlichsten Bewegung, den Befehl, schnell die Fourage aufladen und abfahren zu lassen; dann die Pferde und das Rindvieh alles vom Hofe wegzutreiben oder niederzuschießen, und den ganzen Hof, Haus bei Haus, in Brand zu stecken. — Betäubt und zitternd fragte Westold, ob er richtig verstanden habe? Ohne ihm zu antworten, befahl der Officier seinem Untergebnen, die erhaltenen Vorschriften aufs Schnellste und Pünktlichste zu vollziehen.

Der Unterofficier entfernte sich. Westold brach in trostlose Klagen aus, und flehte um Schonung. Lebrecht, Auguste und Marie, die hinzu gekommen waren, thaten das Nemliche. Aber in gesteigertem Zorne wies der Officier jede solche Bitte zurück. „Nein!“ rief er — „Den Schurken will ich, ohne Erbarmen, wenigstens an seinem Eigenthum züchtigen! und wehe ihm, wenn der Teufel ihn selbst einmal in meine Hand giebt! Seit dreiundzwanzig Jahren dürste ich nach Rache an ihm! Endlich ist die Stunde da=zu da! — Er war es, der mir meinen ganzen

Lebensplan zerstörte! Er ließ mich, auf schändliche Art, meiner Freiheit berauben, machte meinen Beschützer zum Mörder, mich zum Flüchtling, zum Verbannten, der nie seine Heimath, seine Freunde, seine Geschwister wieder sehen durfte, und der — o, verfluchenswerthes Geschick! — jetzt gegen seine Landsleute fechten, und sein Vaterland verwüsten helfen muß!"

Westold entgegnete ihm, daß er und die Seinigen von allem diesem doch nichts verschuldet hätten, und daß das Vieh und die Vorräthe in den Scheunen und auf den Böden nicht des Grafen, sondern sein und der Seinigen Eigenthum wären. Weinend und Hände ringend bestätigten das die Andern. Alles umsonst! „Ihr seyd seine Creaturen!" war die zornige Antwort. — „Wie der Herr, so der Diener! Wer weiß, was Ihr ihm für Schurkereien habt ausüben helfen!"

Alle betheuerten nun einstimmig, daß sie den Grafen nie gesehen hätten, und Westold setzte endlich, nach vielen andern, vergeblichen Betheurungen, hinzu, daß er Advokat gewesen, und ohne alles sein Zuthun durch einen treuen Ju-

gendfreund, Namens Hastebeck, auf diese Stelle versetzt sey.

„Wer? Wer?" rief plötzlich der Officier, mit starrendem Blick — „Hastebeck sagt Ihr? Von was für einem Hastebeck sprecht Ihr?"

„Von dem ehemaligen Regimentsquartiermeister," war Westolds Antwort.

Der Officier schlug die Hände zusammen im allerhöchsten Erstaunen. „Ists möglich?" rief er — „Von diesem Hastebeck sprächt Ihr? Den hättet Ihr gekannt? Der wäre Euer Freund gewesen? — Doch nein! nein! Ihr lügt! Ihr wollt mich überlisten! Beweist mir, daß Ihr mich nicht hintergehen wollt! Ihr sollt mir sonst schwer für den Mißbrauch dieses Namens büßen!"

„Kennen Sie seine Handschrift?" fragte Westold.

„Sollten Sie sein Bild wohl kennen?" fragte Auguste, und erzählte, daß er selbst für sie es habe malen lassen.

Ohne auf seine Antwort zu warten, zogen sie ihn mit sich fort nach Westolds Schreibzim-

mer, und zeigten ihm Hastebecks Bild. — „Er ist's! Er ist's!" schrie der Officier, und streckte, wie zu einer Umarmung, die Arme nach dem Bilde empor — „O, sagt, wenn Ihr ihn kennt, wenn er Euer Freund war, was wurde aus ihm nach jener schrecklichen Geschichte? Konnte er sich noch retten? Oder fiel er dem Beile des Henkers anheim?"

Ehe er noch eine Antwort erhalten hatte, warf er sich auf einen Stuhl, bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht, und fing an zu schluchzen, und Klagetöne auszustoßen, wie ein Verzweifelnder. Die Umstehenden mußten ihn fast für wahnsinnig halten.

„Hier ist sein letzter Brief!" sagte Westold. Ohne darnach hin zu sehen, rief Jener: „Sein Abschiedsbrief! O, Himmel! Er hatte mein Schwager werden sollen, und wurde durch mich ins Verderben gestürzt!"

Endlich hörte und begriff er, daß Hastebeck lebe, und Westolds treuester Freund sey; und sein vorheriger Schmerz ging in das höchste Erstaunen und Jauchzen über.

Jetzt hörte er auch den wilden Tumult auf dem Hofe: das Blöken des Rindviehes, das aus den Ställen getrieben wurde, das Heulen der Knechte und Mägde, die Stroh in das Schloß tragen mußten zum Brande. Kaum hatte er einen Blick durchs Fenster gethan: so riß er es auf, und donnerte über den Hof: „Halt! Halt! Hört auf!" — Er rief den Unterofficier herbei, nahm alle seine vorigen, verderblichen Befehle zurück, und drohte mit der strengsten Strafe, wenn irgend ein Stück Vieh fortgeführt, irgend ein Schade zugefügt würde. — Ein allgemeiner, froher Dankruf tönte durch das Zimmer und durch den Hof. — „Da der brave Hastebeck Euer Freund ist:" — sagte der Officier — „so müßt auch Ihr brave Leute seyn, und kein Satan soll mich verführen, Euch irgend in Schaden oder Gefahr zu bringen."

Biederherzig reichte er jetzt Westolden und Auguste die Hand, und bat sie, ihm, als einem rauhen, unglücklichen Krieger, die Angst, die er ihnen gemacht, zu verzeihen. So furchtbar er zuvor gewesen war: doch konnte Kei=

ner mehr mit ihm zürnen; und beruhigt gingen Alle, bis auf Westold, hinweg, um die Soldaten zu bewirthen, und auf dem Hofe Alles wieder in Ordnung bringen zu lassen.

Der Officier las jetzt Hastebecks neuesten Brief an Westold, und überzeugte sich immer mehr daraus, daß Beide die allervertrautesten Freunde waren, und daß er hier mit einem der trefflichsten Menschen zu thun habe. Er drückte Westolden, wie einen Freund, an die Brust, und bat ihn, nun bei einem geselligen Glase Wein ihm recht viel von Hastebecks weiteren Schicksalen und jetziger Lage zu erzählen. Sie gingen Hand in Hand wieder ins andere Zimmer, stießen die Gläser an auf Hastebecks Wohl, und Westold erzählte, so gut er es, nach so erschütternden Auftritten, noch vermochte, von dem Leben und Thun seines Freundes.

Am meisten war der Officier darüber erstaunt, daß Hasteb eck in so naher Verbindung mit dem Grafen stehe. Von seinem eignen Schicksal erzählte er dann Folgendes:

„Ich bin Franz Langhof, der Bruder der unglücklichen Dorothee, die früher Hastebecks Braut war. Ich sollte, nach dem Willen des nemlichen Oheims, der Dorotheen eigenmächtig an einen Andern verkuppelt hatte, gegen meine Neigung Kaufmann werden. Um mich solcher Willkühr zu entziehen, verließ ich, etwa achtzehn Jahr alt, das Schreibpult, woran ich gefesselt war, nannte mich Student Lange, und ging lustig in die Welt hinein. Ich wünschte, ein Landwirth zu werden; und ein anderer Verwandter, der am Rhein ein bedeutendes Gut besaß, sollte mir hierzu behülflich werden. — Zu meinem Unglück ließ ich mich verleiten, über Frankfurt am Main zu reisen; und Hastebeck, den ich dort zufällig traf, beredete mich, noch einige Tage länger zu bleiben, um die Feierlichkeiten bei der Krönung Leopolds des Zweiten zu sehn. Ein wunderschönes, junges Mädchen, das ich, gleich am zweiten Morgen meines dortigen Aufenthalts, auf der Bank eines öffentlichen Spazierganges sitzen sah, bezauberte mich dermaaßen, daß ich am dritten und vierten Tage

wieder hinging, erst vor ihr vorbeidefilirte, und dann mich hinter einem nahen Gebüsch versteckte, um unbemerkt meine Augen an diesem Engel, der immer mit einigen Kindern spielte, zu weiden. Als sie am vierten Tage nach der Stadt zurückging, und ich ihr in einiger Entfernung nachfolgen wollte, rief mich ein junger Mann in Civilkleidung zurück, und setzte mich, in einem befehlhaberischen Tone, darüber zur Rede, daß ich schon seit drei Tagen das Mädchen belausche, und nun ihr nachfolge. Ich verantwortete mich keck; und als er mir förmlich verbieten wollte, mich auf jener Stelle wieder sehen zu lassen, schalt ich ihn einen Narren, that einen Schwur, daß ich alle Tage wiederkehren werde, hob meinen Stock in die Höhe, und stellte mich ihm schlagfertig gegenüber, weil ich glaubte, daß er mich angreifen würde. Statt dessen, rief er mir blos zu, meine Unverschämtheit solle mir theuer zu stehen kommen, und mit einer drohenden Bewegung der Hand eilte er, weil mehrere Leute sich uns näherten, in einen Seitenweg.

Am folgenden Tage regnete es fast unaufhörlich; dessen ungeachtet ging ich, um meine Furchtlosigkeit zu zeigen, meinen gewöhnlichen Weg, traf indessen weder das schöne Mädchen, noch sah ich meinen Gegner. — Abends, als ich vor der Thür meines Wirthshauses stand, trat eine hübsche, leichtfertige Dirne zu mir, und sagte, ich möchte mit ihr kommen, es wolle ein ehemaliger Schulkammerad mit mir sprechen. In arglofer Neugier, und weil ich eben Langeweile hatte, folgte ich ihr. Sie führte mich in ein entlegenes Wirthshaus. Mein Freund, hieß es, sey noch einmal ausgegangen, werde aber bald wiederkommen. Ich fand andere, lustige Gesellschaft. Man spielte, man trank. Ich ließ mich bereden, das Nemliche zu thun. Endlich war mein Geld verspielt. Schon halb berauscht, wollte ich nach Hause gehn, um anderes zu holen. Die Wirthin wollte mich nicht fortlassen, bis ich meine Zeche bezahlt hätte. Da trat ein langer Mensch zu mir, der in einen blauen Mantel gehüllt war, drückte mir einige Dukaten in die Hand, und sagte, ich solle nur bleiben, und mein

Glück weiter versuchen. Aufs neue fing ich an, den Aufforderungen zu Spiel und Trunk nachzugeben, bis ich so berauscht war, daß ich nicht mehr wußte, was mit mir vorging. — Am andern Morgen, als ich erwachte, fand ich mich in einer fremden, schlechten Kammer, auf einem Strohsack liegend, mit einer blauen Soldatenjacke bekleidet; und auf einem hölzernen Stuhle lag mein Hut mit einem Federbusche geschmückt. „Was Teufel, ist das?!" rief ich mit lauter Stimme, im Aufspringen von meinem Strohsacke. Allein im nemlichen Augenblicke stand ein preußischer Unterofficier vor mir, dessen gebieterische Reden darauf hinausliefen, daß ich sein Rekrut sey, und gestern Abend zehn Dukaten Handgeld von ihm angenommen habe. Mein wüthendes Gegenreden half mir nichts; und um das Maaß meines Grimmes voll zu machen, erschien nach einiger Zeit ein Officier, in welchem ich sogleich meinen Gegner von der Promenade erkannte, der nun seinen Hohn mit mir trieb, und mich das ganze Gewicht seiner Gewalt über mich fühlen ließ. Es war der verruchte Graf

Flankenborn, dem der Teufel es noch eintränken möge, was er gegen mich gesündigt hat!“

Westold schlug unwillig die Hände zusammen. Der Erzähler stampfte sein Glas auf den Tisch, daß es fast zersprang, und ging einige Mal wild im Zimmer umher. Als er sich etwas beruhigt hatte, fuhr er fort:

„Ich wurde nun mit mehreren Unglücksgenossen, meist lüderlichem Gesindel, zusammengesperrt. Da nahm ich zur List meine Zuflucht. Drei Tage lang spielte ich den lustigen Kerl; und am Abend des Krönungstages ließ ich für alle meine noch übrigen Dukaten Wein und Brandtwein holen. Alles wurde, dem neuen Kaiser zu Ehren, trunken; und so glückte es mir, in einem unbewachten Augenblicke zu entspringen, und unter dem Schutze des Taumels, in welchem ganz Frankfurt mit Tausenden von Fremden war, unbemerkt in mein entlegenes Dachstübchen im Gasthofe zu gelangen.

Ich wendete den größten Theil der Nacht dazu an, in einem langen Briefe an Hasteneck,

was mir begegnet war, zu erzählen, und ihn um Rath und Hülfe zu bitten. Am frühen Morgen schickte ich den Brief fort, zog mich an, und setzte mich ruhig zum Frühstück nieder, weil ich der thörichten Meinung war, die Werber wüßten nicht, wo ich wohne, und dürften sich auf meinem Zimmer auch nicht an mir vergreifen. Doch in diesem Augenblick öffnete sich die Thür. Wüthend trat der Unterofficier mir entgegen, schalt mich einen schurkischen Deserteur, drohte mir, mich krumm schließen zu lassen, und faßte mich bei der Brust, mich fortzuschleppen. Als ich mich zur Wehre setzte, schlug er mit dem Stocke auf mich los; allein wüthend faßte ich diesen, zerbrach ihn, und warf ihm das abgebrochene Stück ins Gesicht. Nun hieb er mit seinem Seitengewehr nach mir, streifte aber, weil ich zurücksprang, nur unbedeutend meinen Arm. Als er einen zweiten Hieb nach mir thun wollte, stürzte Hastebeck — mein Schutz- und sein Strafengel — auf ihn zu, fiel ihm in den Arm, rief mir auf Französisch zu, ich solle eilen, über den Rhein zu kommen, und kämpfte fortwährend

mit meinem wüthenden Gegner. Ich sprang in die Kammer, um, statt des zerhauenen, einen andern Rock anzuziehen. In diesem Augenblick hörte ich einen Fall und einen Schrei. Als ich in die Stube zurück trat, lag der Unterofficier blutend am Boden. „Fort! fort!“ stammelte mir Hastebeck zu, und stieß mich zur Thür hinaus. Ich flog die Treppen hinunter. Auf dem düstern Hausflur begegnete mir Flankenborn, der die Treppe hinauf eilte. Er erkannte mich nicht; ich entkam glücklich aus der Stadt und über den Rhein. Um mich gegen weitere Nachforschungen und Verfolgungen zu sichern, wurde ich, unter dem Namen Lancof, französischer Soldat; alle Feldzüge machte ich mit; bei Marengo wurde ich Offizier; und die Rachlust, mit der ich mich bei Jena auf die preußischen Officiere und Unterofficiere stürzte, brachte mir, als dem siegreichen Würger meiner Landsleute, diesen Ordensstern ein. Aber in jeder ernsten Stunde seufze ich über mein Geschick, und fluche dem Bösewicht, der mich in diese blutige, verhaßte Laufbahn stieß.“

Der unglückliche Krieger, doppelt erhitzt vom Wein und vom Erzählen, riß jetzt den Säbel von seiner Seite, warf ihn zur Erde, und brach in immer heftigere Verwünschungen seines Schicksals aus, das ihn zwinge, in einem Kriege, wie der gegenwärtige, gegen eine Armee kämpfen zu müssen, wie jetzt die preußische sey; und er schwur, daß er seinen Tod suchen werde in der nächsten Schlacht. „Zu welchem Teufel bin ich geworden!" klagte er endlich sich selbst an — „Hätte Hastebecks Bild mich nicht noch zur rechten Zeit anderes Sinnes gemacht: welche Schandthat hätte ich hier begangen an Euch braven, unschuldigen Menschen!" — Er warf sich mit Heftigkeit an Westolds Brust, und erst als er sich da recht ausgeweint hatte, wurde er nach und nach ruhiger, so daß er wieder Mancherlei erzählte, und unter anderm auch, seine Schwester Dorothee sey, nach der Aussage eines Danziger Kaufmanns, den er in Dresden kennen gelernt, mit ihren Kindern, aus Furcht vor den Schrecken einer Belagerung, schon längst aus Danzig geflüchtet, habe sich erst nach Ham-

burg begeben gehabt, von da aber sey sie, seit Davousts Einzuge, nach Ottensen bei Altona geflüchtet. — Nach einer Stunde befahl er, sein Pferd vor zu führen, und nachdem er noch einige Zeilen an Hastebeck geschrieben und Westolden eingehändigt hatte, nahm er, wie ein alter Freund, Abschied von Westolden und dessen Familie, versprach, wieder zu kommen, wenn es irgend möglich wäre, und ritt, tiefgesenkten Hauptes, an der Spitze seiner Dragoner, langsam zum Hofe hinaus. Plötzlich hielt er aber unter dem Thore sein Pferd an, und forderte ein Stück Kohle. Als es ihm gereicht wurde, sagte er: „Ich muß dem Grafen doch eine Visitenkarte zurück lassen.“ Und mit großen und dicken Buchstaben schrieb er an einen der Thorflügel: „Capitaine Langhof“ und daneben die Umrisse eines Säbels.

Ganz erschöpft ging Westold jetzt nach seinem Zimmer, um sich zu erholen von den erschütternden Auftritten, die er erlebt hatte. Als er aber hinein getreten war, und Hastebecks Bild erblickte, stand wieder lebendig vor seiner Seele, was ihm Langhof erzählt hatte. Mit thränenden Augen schaute er das Bild an, und brach dann in die Worte aus: „O, Du armer, unglücklicher Freund! Wie schrecklich sind mir nun so viele Deiner finstern Blicke, und schweren Seufzer, und räthselhaften Worte erklärt! Ein Menschenmord ist es, was Dir, wie Du einmal sagtest, schwer, zentnerschwer auf dem Herzen liegt, und was Du nicht abwälzen kannst, so sehr Du Dich auch dagegen stemmst! Ach, daß ich Gnade und Frieden für Deine Seele vom Himmel erflehen könnte, Du schuldbelasteter, und dennoch so durch und durch trefflicher Mensch, und mir so theurer Freund!“

Seine schmerzliche Empfindung überwältigte ihn. Trostlos rang er die Hände gen Himmel; und nicht lange, so wurde er von einem heftigen Schwindel ergriffen. Zitternd sank er auf einen Lehnstuhl, und wußte lange nicht, wie ihm geschehen war. Als nach einiger Zeit Auguste ins Zimmer trat, hatte er sich schon sehr wieder erholt; allein so sehr er auch strebte, sich aufrecht zu erhalten: so erlag er endlich doch den allzuheftigen Erschütterungen jenes Tages und den fortwährenden Bekümmernissen über Hastebecks unglückliche That. Er wurde von einem Fieber befallen, und war Monate lang so krank und schwach, daß an den Antritt seines Amts, zu seiner großen Betrübniß, nicht zu denken war.

Diese neue, trübe Prüfungszeit, welche Westold, schon ganz nahe an dem lange ersehnten Ziele, zu bestehen hatte, wurde zu Ende des Julius, auf eine unerwartete Weise, durch Herrmanns Ankunft erheitert, der blaß, doch fröhlichen Sinnes, die Brust mit dem eisernen Kreuze geschmückt, aus dem Wagen stieg, welchem ein Bedienter mit seinem Husarenpferde zur

Seite ritt. Er war am zwanzigsten Mai, gleich beim Anfange der Schlacht bei Bautzen, schwer, doch nicht tödtlich, durch einen Schuß in den linken Arm verwundet, und in eine nahe gelegene Stadt in Böhmen gebracht worden, wo er gute Pflege fand. Als der Waffenstillstand eingetreten, und sein Wundfieber überstanden war, schrieb er an Seraphinen, daß er nur einen ganz leichten Streifschuß erhalten habe; doch sein Brief ging verloren, und von beiden Seiten blieb man ohne Nachricht. Hierdurch beunruhigt, auch des Lebens unter fremden Menschen überdrüßig, machte er sich, sobald seine Wunde es einigermaßen erlaubte, auf den Weg nach Schlesien, und gelangte, in kleinen Tagereisen, auf einem großen Umwege nach Aarhorst, wo er mit offnen Armen der Liebe empfangen ward.

Er hatte gehofft, hier gewisse Nachrichten von der gräflichen Familie zu erhalten, fand sich aber von dieser Seite ganz getäuscht. Es war seine Absicht gewesen, nach wenigen Tagen weiter zu reisen, um seine Geliebte aufzusuchen. Er hatte vollauf Zeit hierzu, und konnte sich, ohne

Pflichtverletzung, immer weiter von der Armee entfernen, da es immer wahrscheinlicher wurde, daß er einen steifen Arm behalten, und daß seine kriegerische Laufbahn, wo nicht ganz, doch wenigstens für den dießjährigen Feldzug beendigt seyn werde. Seine Wunde war indessen durch die Reise aufs neue verschlimmert, und der herbeigerufene Wundarzt erklärte, daß in den nächsten vier bis acht Wochen an kein Weiterreisen zu denken sey, weil sonst leicht der Fall eintreten könne, daß der ganze Arm abgelöst werden müsse.

So war er auf längere Zeit festgehalten in Aarhorst, und er wurde dort auf das Allerliebevollste und Sorgsamste gepflegt. Aber der Anblick des stillen Liebesglücks, dessen das dortige Brautpaar sich erfreute, steigerte nur seine Sehnsucht nach Seraphinen. Er schrieb dieß an sie, und auch an den Grafen, gab jedem der beiden Briefe seine ihm gehörige Aufschrift, und ließ sie an verschiedenen Posttagen abgehen, damit, wenn wieder einer davon verloren ginge, doch der andere vielleicht an sein Ziel käme.

Beide gingen erst in die Residenz, wurden von dort, nach einigem Aufenthalt, weiter geschickt, und der Graf erhielt den seinigen auf dem Gute des alten Vetters, den der Gram über den Tod des Sohnes schon aufs Sterbebette geworfen hatte, wie Seraphine den ihrigen in der entfernten Stadt erhielt, wo sie mit der Gräfin und Hasteveck noch verweilen mußte. Beide Briefe bewirkten bei den Empfängern den Entschluß, den noch bestehenden Waffenstillstand zu einer schnellen Reise nach Aarhorst zu benutzen; doch die Bewegungsgründe und Zwecke hiebei waren bei Beiden sehr verschieden! Seraphine wollte dem Geliebten durch ihre Ankunft ein hohes Fest der glücklichsten Liebe bereiten; dagegen der Graf wollte das Band dieser Liebe um jeden Preis wieder zerreißen, denn die nahe Aussicht auf den Besitz der großen Lehngüter des sterbenden Vetters, wodurch er auf einmal unabhängig von seiner Gemahlin wurde, hatten ihn einen neuen Lebensplan fassen lassen, an dem seine verirrte Einbildungskraft mit der vollen Glut eines leidenschaftlichen Jünglings hing. —

Westold war unterdessen so weit hergestellt, daß der Tag seiner Antrittspredigt auf den letzten Sonntag vor dem Ablauf des Waffenstillstandes festgesetzt werden konnte. Im Pfarrhause hatte er Alles sauber einrichten lassen, und schon acht Tage vorher wollte er für seine Person dort einziehen, um in ungestörter Stille seine Predigt auszuarbeiten, während Auguste bis zur Hochzeit der Kinder noch in der Pachterwohnung bleiben und der Wirthschaft vorstehen sollte.

Der ersehnte Tag seines Einzugs in das Pfarrhaus war gekommen; sein Studierzimmer war schon fast ganz eingerichtet; eben wollte er noch sein liebstes Eigenthum, das Bild der geliebten Schwester, hinschaffen lassen. Es war schon seit längerer Zeit in einen großen, vergoldeten Rahmen gefaßt, und war jetzt vorsichtig auf eine Trage gelegt, und mit einem großen, weißen Tuche bedeckt. Neben den Trägern hergehend, und mit der rechten Hand das unbefestigte Tuch an dem Bildrahmen festhaltend, damit der Wind, der sich eben erhoben hatte, es nicht aufhöbe und hinabwerfe, war Westold eben ans Hofthor

gelangt, als er dicht vor sich, unter der Wölbung des Thors, einen stattlichen Mann zu Pferde erblickte, der sein Pferd anhielt, um an dem Thorflügel, wie es fast jeder ankommende Fremde that, Langhofs unleserlich gewordene Inschrift zusammen zu buchstabiren.

„Was soll das heißen? Wer hat das angeschrieben?" fragte der Fremde mit gebieterischem Tone die stillstehenden Träger.

Höflich grüßend antwortete Westold: „Es heißt: Capitaine Langhof. Er selbst hat es angeschrieben, und auch den Säbel daneben gezeichnet."

„Langhof?" wiederholte der Fremde höchst betroffen, und schien noch eine Frage thun zu wollen. Allein in diesem Augenblicke riß ein heftiger Windstoß das Tuch, weil Westold es beim Grüßen losgelassen hatte, von dem Bilde hinweg. Das erschrockne Pferd des Fremden bäumte sich hoch auf. Als er es beruhigt, und das Bild einen Augenblick angeschaut hatte, fragte er hastig: „Was ist das für ein Bild?" und heftete immer forschender seine Augen darauf.

„Es ist das Bild meiner Schwester — als Leiche gemalt.“ antwortete Westold mit einem schweren Seufzer.

„Und wer sind Sie?“ war die neue beklommene Frage des Fremden, der nun, unruhigen Blicks, bald nach Westold, bald nach dem Bilde schaute.

Eben hatte dieser erwiedert: „Ich heiße Westold“ — als der Träger das Tuch herbeibrachte, und vom Staube rein schüttelte, um es wieder über das Bild zu breiten. Das Pferd wurde aufs neue scheu, warf sich herum, und der erschrockne Reiter, als ob ein Gespenst ihn und sein Pferd zurückgescheucht habe, jagte durchs Dorf, seinem langsam nachfolgenden Wagen entgegen, und fuhr eilig den Weg zurück, den er, aus weiter Ferne, erst hergekommen war.

Der stattliche Fremde war der Graf Flankenborn. Er war gekommen, Herrmanen mit sich auf das Gut des todtkranken Vetters zu nehmen, um ihn von Seraphinen zu entfernen, und ihn dahin zu bringen, ihr zu entsagen. Furcht und Entsetzen trieben ihn von

Aarhorst zurück an das Sterbebette des Vetters, und erschütterten ihn so mächtig, daß er schon entschlossen war, das junge Paar nicht weiter zu stören. — Leider aber änderte er nur zu bald diesen Entschluß!

Westold ahnete nicht im mindesten, wer der neugierige Fremde gewesen war. Mit unbefangener Verwunderung sah er ihm nach; doch da er ihn aus den Augen verloren hatte, dachte er fast nicht mehr an ihn, weil seine ganze Seele von dem erreichten Glücke erfüllt war, wonach er so lange gestrebt hatte. Der geringste Tagelöhner aus Aarhorst war ihm, als ein Glied der Gemeinde, die ihm nun anvertraut war zu Lehre und Trost, zehnmal wichtiger, als der vornehmste Fremde. Den ärmsten Kindern, die ihm entgegenliefen, reichte er freundlich die Hand; und wenn ihre Eltern sie, als zu dreist, zurückhalten wollten, sagte er, daß sie das nicht thun möchten, denn selbst Christus habe ja gesagt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht!“

War auch von seiner Krankheit noch eine merkliche Körperschwäche zurück geblieben: so war sein Geist doch ungeschwächt, und sehr lebhaft aufgeregt. In ein Paar Tagen war seine Predigt fertig, ob er gleich nicht selten, ergriffen von dem Gedanken an die Neuheit seiner Lage, vom Arbeitstisch aufstand, und bald mit Freude, bald mit Rührung, jetzt sein trauliches Stübchen betrachtete, und vor allem das Bild des theuern, unglücklichen Freundes, dem er so vieles Glück zu verdanken hatte, jetzt an das Fenster trat, um unter demselben den kleinen Garten, und daneben den Kirchhof mit seinen Grabsteinen, und das heilige Gotteshaus selbst, beschattet von den schönen, großen Linden, zu beschauen. Alles trug den Stempel einer einfachen Genügsamkeit und gottgeweihten Stille, die seinem Sinne auf das Vollkommenste zusagte. — So oft er die Kirchthür erblickte, erinnerte er sich lebhaft, als ob es erst gestern geschehen wäre, seines ersten, schwärmerischen Ganges in die Kirche und auf die Kanzel. Er dachte an die wunderbare Rettung Lenchens; und mit der frommen Hoff-

nung, dem Himmel noch mehrere verirrte Seelen zu retten, setzte er sich aufs neue an den Tisch, und schrieb, mit mancher Thräne im Auge, nieder aufs Papier, was das bewegte Herz, und der Geist, von dem er getrieben war, ihm eingaben. —

Der Himmel selbst schien seine Freude an ihm zu haben, und die höchste Fülle des Glücks absichtlich über ihn auszuschütten, um die nächsten Tage noch zu den allerglücklichsten seines Lebens zu machen.

Was hätte ihn mehr erfreuen können, als die Ankunft Hastebecks, der mit der Gräfin und Seraphinen eines Abends in den Schloßhof fuhr? Wer hätte die beiden, treuen Freunde aber noch an hoch aufwallender Freude übertreffen können, als Herrmann und Seraphine, die, nach so langer, verhängnißschwerer Trennung, sich endlich wieder in den Armen hielten, und die entzücktesten Küsse und Worte der Liebe mit einander wechselten? Selbst die in sich gekehrte Gräfin, hell angeleuchtet von solchen glänzenden Freudenstrahlen, schien das halb er-

starrte Herz noch ein Mal erwärmt zu fühlen, und auf einen Augenblick zu vergessen, daß solches Glück, wie sie hier vor sich sah, ihr selbst nie zu Theil geworden war.

Als nach dem ersten Freudenrausche des Wiedersehens ein ruhigeres Besinnen bei Westold zurückgekehrt war, und er die tiefen Furchen finstern Ernstes auf Hastebecks Stirn erblickte, fiel ihm Langhofs Erzählung plötzlich wieder schwer aufs Herz. Ein kalter Schauder rieselte durch seine Gebeine bei dem Gedanken, daß diese Furchen die Hieroglyphen seyen, mit welchen das schwer belastete Bewußtseyn des Freundes es ihm auf die Stirn geschrieben habe, was für eine unselige That er gethan. Westold mußte das Zimmer verlassen, um zu verbergen, von welchen schrecklichen Vorstellungen seine Seele gequält war. Er eilte hinaus ins Dunkel der Nacht. Dort unter den glänzenden Sternen, den tausendmal tausend, ruhig ihre Bahnen hinwandelnden Zeugen der Allmacht und der Alles umfassenden Liebe des Gottes, der das Größte, wie das Kleinste, mit seinen Vaterarmen um-

schließt, und vor dessen unendlich hoher Erhabenheit der schwache Mensch mit seinen guten und bösen Thaten kaum, wie ein Sonnenstäubchen im Weltall, erscheint — dort unter dem schönen, stillen Sternenhimmel kehrte der Geist der Ruhe auch in Westolds Herz zurück. Er sah die unselige That des Freundes nur als das Spiel eines unglücklichen Zufalls, und als reichlich abgebüßt an durch eine fast lebenslängliche Gewissensqual; und seine Gefühle lös'ten sich allmählich auf nur in Mitleid und Liebe.

Zur möglichsten Schonung des unglücklichen Freundes, nahm er sich vor, es als ein Geheimniß mit ins Grab zu nehmen, daß er um jene unglückliche Geschichte wisse, und ihm daher auch gänzlich zu verschweigen, daß Langhof bei ihm gewesen sey. Er sagte seiner Frau und den Kindern, daß sie jenen Namen vor Niemandem nennen möchten, und er ließ am andern Morgen ganz früh die Ueberbleibsel der Kohlenschrift an dem Thorflügel vertilgen. — Mit der ruhigsten Heiterkeit freute er sich nun wieder der Anwesenheit seines Freundes. —

Nach ein Paar Tagen erhielt Hastebeck von dem Grafen einen Brief, der, etwa vor vierzehn Tagen geschrieben, nach der Stadt, wo Hastebeck in den letzten Monaten gewohnt hatte, addressirt, und von dort erst nach Aarhorst weiter befördert worden war. Er fing an, ihn in Gegenwart des frohen Kreises, still für sich zu lesen, drückte ihn aber bald in unverkennbarer, leidenschaftlicher Bewegung in der geballten Faust zusammen; und, ohne ein Wort zu sprechen, ging er, nach kurzem Verweilen, auf sein Zimmer. Westold, der ihm arglos dahin nachfolgen wollte, fand seine Thür abgeriegelt, hörte ihn bald einzelne Flüche, bald ein furchtbar klingendes Lachen ausstoßen, und ging, ohne sich ihm kund zu geben, still wieder davon.

Etwa nach einer Stunde kam Hastebeck zu der Gesellschaft zurück, scheinbar lustig, aber, unverkennbar, nur auf eine gezwungene Weise, und oft, wenn er sich vergaß, plötzlich in das finsterste Schweigen versinkend.

Am andern Morgen ging er zu der Gräfin ins Schreibzimmer, wo sie eben allein war. „Frau

Gräfin," redete er sie mit ruhigem, doch festem Tone an — „Ist es noch Ihr fester Wille, Seraphinen und Herrmannen sich heirathen zu lassen, und unter allen Umständen dem jungen Paare eine anständige Lage zu sichern, wenigstens so lange, bis Herrmann sich zu einer einträglichen Stelle empor gearbeitet hat? Lieben Sie Beide hiezu genug, und wären Sie für sich selbst geneigt, das Nemliche für sie zu thun, ganz abgesehen davon, daß Ihr Gemahl es wünschte, und daß Sie glauben, für Seraphinen, als für Ihre Tochter, und für Herrmannen, als für Ihren Adoptivsohn, sorgen zu müssen?"

Die Gräfin war sehr verwundert über diese Fragen, trug indessen kein Bedenken, sie alle unbedingt zu bejaen, wofür Hastebeck ihr dankbar die Hand reichte, und sie als eine edeldenkende Frau pries.

Dann fuhr er fort: „Es ist ein Sturm gegen das junge, unschuldige Paar im Anzuge, vor dem es nur durch ein schnelles Hineinsegeln in den Hafen der Ehe ein für alle Mal Schutz finden

möchte. Ich kann und darf mich hierüber nicht näher erklären, und ich wünsche, um unserer Aller Ruhe willen, daß Ihnen dieß Räthsel nie gelöst werde; aber bei Allem, was mir heilig ist, betheure ich Ihnen, daß ich es für dringend nöthig erachte, durch eine schnelle Verheirathung der jungen Leute allen Teufeleien, die schon gegen ihre Verbindung im Werke sind, ein schnelles Ende zu machen. Ich bitte Sie also um Ihre Einwilligung, das junge Paar am Hochzeittage von Westolds Kindern ebenfalls an den Traualtar treten zu lassen. Diesen Schritt vor Ihrem Gemahl zu verantworten, nehme ich, ich ganz allein auf mich, voll ruhiger, furchtloser Zuversicht."

Mit steigernder Spannung hatte die Gräfin dieß Alles gehört. Sie wünschte freilich, Näheres zu wissen, um Hastebecks Antrag sorgfältig prüfen zu können; allein seine wiederholten Versicherungen, daß er ihr nicht mehr sagen könne und dürfe, und daß er nicht redlicher für Seraphinens und Herrmanns bedrohte Ruhe zu sorgen wisse, bestimmten sie endlich, sich seinem

Antrage vertrauenvoll zu fügen, und die Einwilligung zur schnellen Verheirathung des zärtlichen Paares zu geben.

In welche freudige Bewegung hiedurch der ganze Kreis, in welches namenlose Entzücken aber das Brautpaar bei dieser Nachricht gerieth, so unvermuthet schon am Ziele seiner, noch weit entfernt geglaubten Vereinigung zu seyn, möchte schwer zu schildern seyn. Die Sonne des schönsten Glücks leuchtete glänzender, als jemals, auf das Tempe von Aarhorst herab; und selbst der unwillkührliche Seufzer, der manchmal die Brust der Gräfin hob, so wie das finstere Sinnen, in welches dann und wann Hastebeck versank, waren nur leichte Nebelwölkchen, die flüchtig vorüberzogen, ohne den schönen, blauen Himmel merklich zu trüben.

Drei Tage nach jenen Verhandlungen war der feierliche und glückliche Festtag, an welchem Westold als Prediger eingeführt wurde, und dann die beiden Brautpaare segnend mit einander verband.

Die Kirche war überfüllt von Menschen, Einheimischen und Fremden, die zum Theil bloß müssige Neugier herbeigezogen hatte, den Mann zu sehen und zu hören, der auf so ungewöhnlichem Wege zur Kanzel gelangt war. Seine Predigt war einfach und prunklos, aber überall von hellem Geiste und warmem, tiefem Gefühl zeigend; und aus der Art, wie er seinen Gegenstand aufgefaßt und behandelt hatte, wie aus der Herzlichkeit des Tones, mit welchem er sprach, ergab sich ein wahrhaft frommer, nicht frömmelnder, Sinn. Selbst Die, welche bloß, um zu gaffen, gekommen waren, hörten immer aufmerksamer zu, und fühlten sich wahrhaft erbaut. Trotz der großen Menschenmenge, herrschte bis zum Schlusse die andächtigste Stille, und von allen Seiten waren immer gerührter und ehrfurchtsvoller die Blicke, von Alt und Jung, hin nach ihm gerichtet. Es war nur eine Stimme darüber, daß seit Menschen gedenken, weit und breit, keine solche Predigt gehalten worden sey; Viele meinten, wenn es überall solche Prediger gäbe: so würde wohl nicht über die Leerheit der Kirchen

geklagt werden; und der obere Geistliche, der ihn dann feierlich am Altare für den nunmehrigen Seelsorger der Gemeinde erklärte, gab ihm das Zeugniß, daß ihn, wie Wenige, ein wahrer, innerer, heiliger Beruf zum Diener des Worts gemacht, und schloß mit der Versicherung, daß er nie einer Gemeinde freudiger Glück gewünscht habe zu einem neuen Prediger, als dieser, vor welcher er eben spreche.

Und doch sollte die Achtung gegen Westold, und die Erbauung der Versammlung noch bedeutend gesteigert werden. Die Rede, welche er bei der Einweihung der beiden Brautpaare hielt, war der Triumph seiner einfachen, herzlichen Beredtsamkeit. Die eine der Bräute war seines besten Freundes Liebling, die andere war seine Tochter; die beiden jungen Männer waren seine Pflegesöhne gewesen; einer von ihnen war Lenchens Bruder, der andere seiner verklärten Schwester Sohn — das Alles hatte sein Herz so ergriffen, daß er mit einer Wärme und Begeisterung sprach, die auch das kälteste Herz seiner Zuhörer ergriff, und die Gefühlvolleren zu ei-

nem so hohen Grade der frömmsten Rührung erhob, wie sie ihn noch nie empfunden hatten. — Die beiden Bräute, die Gräfin, Auguste, Lenchen zerflossen in Thränen; auch Hastebeck war auf das Tiefste erschüttert, und der ungetheilte, begeisterte Beifall, welchen sein Freund eingeerndtet hatte, war ein hoher Triumph für ihn selbst. Alle umarmten mit der herzlichsten Innigkeit, nach geendigter Feierlichkeit, den väterlichen Redner, der nun, im Uebermaaße seines Gefühls, nur noch Thränen statt der Worte hatte.

Und als er endlich, um sich zu erholen, erst noch einmal nach seiner stillen Wohnung zurück ging, über den glatten Fußsteig zwischen den grünen Grabhügeln und grauen Leichensteinen, da standen, dichtgedrängt zu beiden Seiten, Hunderte von Menschen, um ihn noch einmal zu begrüßen; und die Kinder schauten freundlich zu ihm hinauf, während ihre Mütter nicht aufhören konnten, ihn laut zu preisen, und die Greise entblößten ehrfurchtsvoll ihre kahlen Scheitel, und die Jungfrauen flüsterten einander leise sein Lob zu. —

Wunderbar, und unendlich verschönt, waren die seligen Träume in Erfüllung gegangen, in die er sich, bei seinem ersten Besuche des Kirchhofs, sitzend unter einer der majestätischen Linden, hatte von den Geisterstimmen einwiegen lassen, die über ihm in den Blättern lispelten. Das hohe und doch demüthige Gefühl seines Glücks ging, als er auf sein einsames Zimmer gekommen war, in ein frommes Dankgebet über. Und als kurz darauf Hasteb eck zu ihm trat, und seine freudige Theilnahme in vielfach wiederholten, stürmischen Umarmungen und Händedrücken und Lobpreisungen aussprach, dankte ihm Westold nochmals auf das Innigste, als dem Urheber seines Glücks, und setzte endlich hinzu: „Wohl habe ich eine lange Prüfungszeit zu bestehen gehabt, und ich bin spät erst an mein Ziel gelangt; aber dennoch, wenn Gott mich noch heute abriefe von der Welt: könntest Du mit dem besten Gewissen auf meinen Grabstein schreiben lassen: „Hier ruht ein Mensch, der endlich so glücklich wurde, daß er unmöglich noch glücklicher werden konnte auf Erden, und der daher in dem festen

Glauben starb, daß ihm nur der Himmel etwas noch Seligeres bieten könne.""

Die beiden neuvermählten Paare verlebten höchst glückliche Tage. Lebrecht und Marie bewegten sich munter in dem übernommenen, grossen Haushalte, und konnten freilich nur seltener eine ruhige Minute zu traulichem Gekose erhaschen; allein desto froher fühlten sie sich auch bei jedem zufälligen Begegnen in dem Kreise ihrer Thätigkeit, und schon ein freundlicher Blick und ein flüchtiger Händedruck war ihnen ein schöner Lohn für stundenlange Mühe und Arbeit.

Herrmann und Seraphine aber glichen zwei unzertrennlichen Sympathie-Vögeln, dicht neben einander sitzend in einer schönen Laube von Rosen und Myrten, stets in Gemeinschaft von einem Zweige zum andern flatternd, Alles gemeinschaftlich suchend oder meidend, im unbe-

siegbaren Gefühle, daß ein solches, fortwähren=des, nahes Beisammenseyn die unerläßliche Be=dingung, wie ihres Glückes, so auch ihres Lebens sey. — Je mehr ihre unerwartete Vereinigung sie überrascht hatte, so daß sie immer noch mit=unter sich fragten, ob ihr Glück auch ein wirkli=ches, und nicht ein bloßer, süßer Traum sey, desto fester schienen sie es halten zu wollen. Es war, als beschliche sie, mitten in ihrer Glück=seligkeit, manchmal ein ängstliches Gefühl, eine bange Ahnung, vergleichbar einem fernher kom=menden Klagetone in tiefer, nächtlicher Stille, nach welchem erschrocken ein ruhiger Wanderer hinhorcht, weil er fürchtet, daß es der Nothruf eines Unglücklichen sey. Aber ein herzliches Wort, ein zärtlicher Kuß scheuchte bei Beiden den ängst=lichen Gedanken eben so schnell wieder hinweg, als er gekommen war; und es war Herrmannen manchmal zu Muthe, als möchte er zum Him=mel hinauf rufen, ob sich ein Gott wohl mit ihm messen könnte an überschwenglicher Seligkeit? —

Der Waffenstillstand war geendigt. Die Heere der Freunde und Feinde zogen in raschen

Bewegungen hin und her, zu immer entscheidenderen Kämpfen. Eine Nachricht nach der andern vom Wiederausbruch der Feindseligkeiten lief ein. Man wollte selbst auf den Höhen bei Aarhorst fernen Kanonendonner gehört haben. — Herrmanns Auge blitzte hell auf bei diesen Nachrichten. Seraphine, so ängstlich besorgt sie sonst um seine noch offene Wunde war, dankte dem Himmel jetzt, daß ihr junger Gatte sie hatte, und eben dadurch zum ruhigen, gefahrlosen Bleiben im Arme der Liebe gezwungen war. —

Eines Tages, gegen Abend, hatte die Gräfin sich an ihren Schreibtisch gesetzt; Hastebeck hatte Westolden, seiner Gesundheit wegen, zu einem Spaziergange beredet; Herrmann und Seraphine saßen in einer Laube des Gartens, und lasen einander, abwechselnd, Göckings Lieder zweier Liebenden vor.

Da führte ein Bedienter einen Boten in die Laube, der Herrmannen einen Brief überbrachte, aber mit dem Bedienten gleich wieder von dannen ging, um Hastebecken aufzusuchen, an den er einen gleichen Auftrag hatte.

Beide Briefe waren vom Grafen schon vor mehreren Tagen geschrieben, und, wegen befürchteter Unterbrechung des Postenlaufs, einem reitenden Boten übergeben, der aber, wegen der hin = und herziehenden Armeen, Tagelang hatte still liegen und sich endlich auf großen Umwegen nach Aarhorst durchschleichen müssen. Herrmann glaubte, eine Antwort auf seine und Seraphinens Bitte um den väterlichen Segen zu ihrer schnellen Verheirathung in den Händen zu haben, und fing an, den Brief unbefangen vorzulesen. Der Graf hatte aber, als er ihn schrieb, jene schriftlichen Bitten noch nicht erhalten gehabt, und ahnete damals noch nicht das Mindeste von einer so schnellen Verbindung des jungen Paares.

Die erste Seite des verhängnißschweren Briefs sprach in sehr liebevollen Ausdrücken die väterliche Theilnahme wegen Herrmanns Verwundung, nebst der lebhaftesten Freude darüber aus, daß er nun den weiteren Gefahren des immer furchtbareren Krieges enthoben sey. Die

zweite Seite aber war folgenden, schrecklichen Inhalts:

„Auch in meinen Verhältnissen ist eine sehr wichtige Veränderung eingetreten. Mein alter Vetter ist todt. Ich bin der Erbe seines bedeutenden Privat-Vermögens und der alten Flankenbornschen Lehngüter, was ich Alles seit vierundzwanzig Jahren, als für mich verloren, betrachten mußte. Hierdurch habe ich endlich eine glänzende Unabhängigkeit erreicht, und kann Fesseln von mir werfen, die mich seit dreiundzwanzig Jahren gedrückt haben. Der Plan meines künftigen Lebensglücks ist gemacht, und ich werde rasch zur Ausführung schreiten. — Auch Dir, geliebter Sohn, soll ein glänzendes, glückliches Loos fallen. Nur ein Opfer mußt Du mir bringen, das Dir anfangs vielleicht schwer fallen wird, wofür ich Dir aber reichen Ersatz verspreche. Du mußt die Verbindung mit Seraphinen aufgeben!" —

Ein Ausruf des Schreckens unterbrach hier das Lesen. „Gott im Himmel! was heißt das?"

stammelte Seraphine, und in Thränen ausbrechend umschlang sie mit beiden Armen den zärtlich geliebten Gatten, als wolle sie ihn festhalten, daß er ihr nicht entrissen werden könne.

Herrmann, so erschrocken er auch war, suchte sich männlich zu fassen, und sagte: „Sey doch ruhig, liebste Seraphine! Mag geschehen, was will: unser glückliches Loos ist ja entschieden. Du bist und bleibst die Meine! Nur der Tod kann uns auseinander reißen!"

Als er das gesagt hatte, drückte er, wie zur Besiegelung seiner Worte, einen festen, innigen Kuß auf ihren Mund. — Ach, sie ahneten nicht, daß es der letzte war! — Dann fuhr er, wiewohl mit beklommenem Athem, laut zu lesen fort:

„Seraphine kann und darf die Deine nicht werden! — Es ist nöthig, daß ich mit Dir hierüber spreche. Eile daher, nach Empfang dieses Briefes, so schnell Du kannst, zu mir! Laß Dich von Niemandem halten! Von Niemandem: er sey, wer er wolle, und er sage Dir, was er wolle! Befolge pünktlich diesen

meinen väterlichen Befehl! Ich habe dringenden Grund, auch volles Recht, Dir so zu befehlen; denn wisse — doch sage hiervon noch Keinem etwas —"

Hier hörte Herrmann auf, laut zu lesen. Noch einige Sekunden las er, mit furchtbar starren Augen, still für sich. Dann flogen seine Blicke, wie Flammenpfeile, nach Seraphinen; aber scheu wendete er sie plötzlich wieder zurück von ihr. Sein ganzes Gesicht war der Ausdruck eines furchtbaren Entsetzens; ein schrecklicher, innerer Kampf hob seine Brust in gewaltsamen Stößen auf und nieder. Er schien sprechen zu wollen, und brachte nur unverständliche, abgebrochne Laute hervor!

„Barmherziger Gott! was ist Dir?" rief Seraphine, und wollte ihn aufs neue mit ihren Armen umschlingen. Aber da sprang er in krampfhaft wilder Bewegung auf, sie zurückweisend, daß sie ihn nicht berühren solle. — „Fort! fort! Unglückliche!" stammelte er, mit kaum verständlichem Tone — „Nie darfst Du mich Unglücklichen wieder umarmen!"

„Die Gattin den Gatten nicht?“ schluchzte Seraphine.

„Nein! es ist Sünde!“ entgegnete ihr Herrmann, und bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht, „schmähliche, schauderhafte Sünde! Für uns ist Alles, Alles verloren!“ Und in trostloser Verzweiflung rang er dann bald die Hände gen Himmel, bald schlug er sich mit der Faust gegen die Stirn.

Seraphine beschwor ihn, sie nicht länger mit dunkeln Worten zu quälen, sondern auszusprechen, was er so unerklärbar andeute, und wenn es auch das Schrecklichste wäre.

„Ich kann nicht!“ war seine schmerzliche Antwort — „Ich kann es nicht aussprechen! Es ist allzu entsetzlich!“

Er machte eine Bewegung, hinweg zu eilen, und stand wieder still; schien jetzt seinen Arm nach Seraphinen ausstrecken zu wollen, und fuhr dann, wie von einem innern Schauder ergriffen, plötzlich wieder zurück. „Hinweg! hinweg!“ rief er endlich laut schluchzend; und ohne sich

nach Seraphinen noch einmal umzusehen, stürzte er fort aus ihren Augen.

Vergeblich rief Seraphine ihm im bängsten Klagetone seinen Namen nach. Trostlos weinend sank sie auf die Bank, auf der sie noch vor wenigen Minuten an seiner Seite so glücklich gesessen hatte. Da gewahrte ihr bethräntes Auge, wenige Schritte weit von der Laube, den unglücklichen Brief auf dem Boden. Hastig hob sie ihn auf, um noch zu lesen, was Herrmann ihr verschwiegen hatte. Doch kaum hatte sie es gethan: so wurden ihre Blicke noch starrer, als Herrmanns Blicke gewesen waren, und mit einem Schrei des Entsetzens, fing sie an zu wanken, und stürzte dann besinnungslos auf den Boden hin.

Sie hatte nemlich noch folgende Zeilen gelesen:

„Wisse, geliebter Herrmann, daß Du nicht bloß mein Adoptiv-Sohn, sondern daß Du mein wirklicher Sohn bist! Mündlich werde ich Dir dieß Räthsel erklären, und Dich zum Vertrauten noch eines andern Geheimnisses ma-

chen, das ich Dir, zur Schonung einer dritten Person, hier noch nicht mittheilen kann."

Als die Unglückliche aus ihrer langen Ohnmacht erwacht war, sah sie erst verstört um sich her, ohne zu wissen, was mit ihr geschehen war. Der Anblick des unglücklichen Briefes brachte ihre Besinnung zurück, und mit dieser das Gefühl der furchtbarsten Zerstörung ihres ganzen Lebensglücks. Mit zitternder Hand ergriff sie ihn, und starrte noch einmal hinein, ob wirklich das Schreckliche darin stehe, was sie gelesen zu haben glaubte. Es stand, leider, noch eben so da! „Gräßliches Geschick!" rief sie jetzt voll Verzweiflung aus — „Wo soll ich mich verbergen — vor ihm — vor der Welt — ach, vor mir selbst! Der mich als seine Gattin umarmt hat, der ist mein Bruder! mein wirklicher Bruder! Wie soll ich die Schmach abwaschen, die mich bedeckt? Wie kann ich mich reinigen von der Sünde, die mich bedeckt? Mir bleibt nichts übrig, als der Tod!"

Krampfhaft drückte sie den Brief zusammen mit ihrer zitternden Hand; und plötzlich, als fürchtete sie, daß ihn Jemand sehen könne, verbarg sie ihn tief an der stürmisch klopfenden Brust. „Niemand darf Dich sehen, Du schreckliches Blatt!“ fuhr sie fort zu sprechen — „Hier liege, Du giftige Natter, und stich nur immer tiefer, immer tödtlicher, bis in das brechende Herz!“

Sie wankte von dannen, ohne ein Ziel zu haben. Absichtslos war sie in die Nähe des Bassins gekommen. Als sie es erblickte, eilte sie mit schnellen Schritten danach hin, als nach einem geöffneten, winkenden Grabe. Doch starr vor sich hinaus schauend, sah sie jetzt, jenseit desselben, den unglücklichen Herrmann, der dort eben mit raschen Schritten vorüberging, nach dem Schloßhofe hin. Der unerwartete Anblick der sonst so geliebten Gestalt erfüllte sie mit einem neuen Schauder; und als fürchtete sie, von ihm verfolgt zu werden, floh sie nach der entgegengesetzten Seite, in die entfernteste Wildniß des Parks.

Trostlos irrte sie dort lange umher, bis sie erschöpft unter einer alten, breitastigen Linde nieder sank, wo sie, bald klagend, bald betend, stundenlang auf dem feuchten Rasen saß. Sie hörte mehrmals das Rufen ihres Namens, sie erkannte auch Hastebecks Stimme; aber sie antwortete nicht darauf, sondern sie weinte nur heftiger, und hielt die Hände nur fester vor ihr Gesicht gedrückt.

Die Abenddämmerung ging endlich plötzlich in tiefe Dunkelheit über, weil schwere Gewitterwolken im schnellen Fluge heraufzogen, und den Himmel bedeckten. Ein heftiger Wirbelsturm brauste durch den Hain. Immer hellere Blitze und lautere Donner ließen sich vernehmen. Bei dem ersten, heftigeren Schlage hob Seraphine zum ersten Male wieder das Haupt empor, und flehte zum Himmel hinauf, daß ein Blitz ihrem unglücklichen Daseyn ein schnelles Ende machen möchte. Und plötzlich, als ob Jemand ihr einen Rath ins Ohr geflüstert hätte, nickte sie ein Paar Mal mit den Kopfe, wie zu einer Bejahung,

sprang heftig auf, und eilte, so sehr sie konnte, nach dem Eingange des Gartens zurück. —

Unterdessen war in dem Schlosse Alles im schrecklichsten Aufruhr. — Sobald Hastebeck von seinem Spaziergange zurück gekehrt war, wurde ihm des Grafen Brief eingehändigt, den er schnell aufriß, und in welchem er Folgendes las:

„Der sonstige Feind meines Glücks ist todt; und ich bin nun der Besitzer eines Vermögens, das, nach einem geringen Anschlage, weit über eine halbe Million Thaler beträgt. Meiner frommen Gemahlin soll nun sehr bald die Freude werden, sich von mir geschieden zu sehn. Mein ganzes, unaufhaltsames Streben ist jetzt nach einem Ziele gerichtet. Erreiche ich das: so bin ich vollkommen glücklich. Sie kennen es. Mein voriger Brief hat es schon vertrauenvoll gegen Sie ausgesprochen. Ich bitte Sie, Hastebeck, stören Sie nicht, sondern begünstigen Sie meine Absicht! Dann will ich fromm, wie ein Lamm, und zeitlebens gegen Sie dankbar seyn. — Der erste Schritt, der gethan werden muß, ist der:

Herrmannen augenblicklich von Seraphinen zu trennen. Es ist mir unerträglich, ihn noch in ihrer Nähe zu wissen. Ich habe ihm befohlen, sogleich zu mir zu kommen. Ich bitte Sie dringend, zu sorgen, daß er mir gehorcht! Gleich! gleich! Er darf nicht länger dort bleiben! — Brächten Sie irgend eine Störung in meinen Plan: es würde mich rasend machen, Hastebeck! Ich muß an mein Ziel! Alle Schätze der Welt haben sonst keinen Werth für mich! Beherzigen Sie das, Hastebeck! Vergessen Sie nicht, daß ich es bin, der Sie vom Schaffot gerettet hat; und bedenken Sie, daß es fortwährend in meiner Gewalt steht, Ihrem Schicksale eine furchtbare Wendung zu geben, wenn Sie mich ernstlich gegen sich aufbringen!"

Mit den Zähnen knirschend, las Hastebeck diesen Brief, riß ihn dann mitten durch, und warf ihn voll bittrer Verachtung auf den Boden. Nachdem er ein Paar Mal schweigend im Zimmer auf- und abgegangen war, stellte er sich an seinen Schreibtisch, und schrieb, mit fliegender Feder, folgende Zeilen als Antwort:

„Aus Ihrem saubern Plane konnte, und durfte, und sollte nichts werden! Ihre Machinationen kommen zu spät! Die Drohung, zu welcher Sie sich erniedrigt haben, verachte ich nur.“

Er faltete den Brief zusammen, gab ihn dem Boten, und sagte diesem, er möge damit zurück reiten, so eilig er könne.

Nun wollte er mit Herrmann, mit Seraphinen sprechen. Man wies ihn in die Laube, wo Herrmann den Brief erhalten hatte. Niemand war da noch zu sehn. Hastebeck eilte durch die Hauptgänge des Parks, rief, ohne eine Antwort zu erhalten, Herrmanns und Seraphinens Namen, ging eben so vergeblich nach dem Schlosse, und hörte endlich von einem Bedienten, daß Herrmann vor nicht langer Zeit an das Zimmer der Gräfin gegangen, aber nach kurzem Besinnen vor der Thür wieder umgekehrt, und nach seinem eignen Zimmer gegangen sey. — Lebrecht berichtete, daß Herrmann, mit seiner Husaren-Uniform bekleidet, in großer Verstörung ihn gebeten habe,

sein Pferd zu satteln, und ihm in den Sattel zu helfen, weil er den linken Arm beim Aufsteigen nicht brauchen konnte. Auf alle Fragen erst nur mit einem stummen Kopfschütteln antwortend, habe er endlich, als er schon im Sattel gesessen, mit verzweiflungsvollem Tone gesagt: „Leb' wohl, Lebrecht! Mit meinem Glück ist es auf immer aus! Du siehst mich nie wieder!" Hierauf den Zügel mit der rechten Hand fassend, war er zum Schloßhofe hinausgejagt.

So rasch er konnte, warf Hastebeck sich auf sein Pferd, um dem unglücklichen Flüchtlinge nachzujagen. Ungewiß, welchen Weg er einschlagen solle, ließ er sich von einem Wanderer, der ihm begegnete, auf einen Weg weisen, welchen ein Reiter, von Aarhorst kommend, eingeschlagen habe. Aber nach einer Stunde hatte Hastebeck nicht Herrmannen, sondern nur den zurückreitenden Briefboten eingeholt; und nach nochmaliger Verfolgung einer ganz falschen Spur, wobei er sein Pferd fast zu Tode jagte, war er, durch vieles Hin- und Herreiten, endlich in der Richtung, die er nahm, so irre gewor-

den, daß er sich, mit einbrechender Dunkelheit, wieder dicht vor Aarhorst befand, von wo er Meilen weit entfernt zu seyn glaubte. So kam er, unverrichteter Sache, in das Schloß zurück.

Hier fand er Alles in der größten Bestürzung, weil das Gewitter jetzt immer furchtbarer heraufzog, und von Seraphinen immer noch keine Spur zu finden war. Alles klagte; Alles weinte; die Gräfin rang in der qualvollsten Ungewißheit und Angst ihre Hände gen Himmel. Vergeblich suchte sie zu ergründen, was für eine unglückliche Botschaft das junge Paar könne von einander gerissen haben.

Jetzt wollte Westold ihr ein religiöses Trostwort sagen; doch mit Bitterkeit wies sie ihn zurück, und sagte, daß sein Trost ihr nichts helfen könne, und schloß sich dann in ihr Kabinet ein, wo man sie, fast vernehmlich, beten hörte.

Da trat eine Magd ins Zimmer, und sagte, sie habe aus einem der hinteren Schloßfenster gesehen, daß unten in einem Winkel eine weiße Gestalt sitze; aber sie wisse nicht, ob es ein Gespenst, oder die junge Gräfin sey. Indem man

noch die Magd näher befragen wollte, riß die Gräfin die Thür ihres Kabinets auf, und rief mit begeistertem Tone: „Es ist kein Gespenst! Es ist Seraphine! Mein frommes Gebet ist erhört!“

Sie ergriff die Magd beim Arme, und befahl ihr, sie zu führen. Alles folgte in gespannter Erwartung nach. Sie traten aus dem Schlosse in die Dunkelheit hinaus, ohne Sturm und Regen, die ihnen entgegen schlugen, zu achten. Sie bogen um eine Ecke des Schlosses; ein starker Blitz erhellte die Scene; sie sahen im fernen Winkel die weiße Gestalt. Mit einem lauten Schrei des Schreckens stürzte Hasteb eck Allen voraus, denn es war an der Gewitterstange, wo die Gestalt zu sehen war, und im Augenblicke hatte er die furchtbare Bedeutung ihrer Wahl dieser Ruhestelle errathen.

„Seraphine!“ rief er — „Sind Sie wahnsinnig geworden?“ und er ergriff ihre rechte Hand, um sie hinweg zu ziehn. Aber ihr linker Arm war mit dem umgewundenen Schawl fest an die Gewitterstange gebunden, um nicht davon

wanken zu können; und mit matter Stimme sagte sie: „Laßt mich! Laßt mich! Störet das Gottesgericht nicht! Ich hoffe, nun bald meines Jammers entledigt zu seyn! Mein Retter kommt schon näher und näher.“

Wie ein Dolchstich fuhren diese Worte in Hastebecks Herz. Sie waren ein furchtbarer Wiederhall seiner eignen Worte, die er, vor Jahren, einmal in ihrer Gegenwart, beim Anblick des Blitzableiters, gesagt hatte. Sie straften ihn jetzt grausam für seine damalige, unbedachtsame Aeußerung.

Jeder bat, und beschwor sie, ihren Arm entfesseln zu lassen, und mit ins Schloß zu gehn. Hastebeck schwur ihr, daß ihr Glück ungefährdet sey, wenn auch der Graf es zu stören versuche. Aber die Unglückliche stöhnte, es ruhe eine unvertilgbare Schmach auf ihr, die nur durch den Tod abgebüßt werden könne. Umsonst sagte ihr Westfold, daß es Sünde sey, Gott so zu versuchen, da Blitz und Donner, in furchtbarer Annäherung, immer schneller auf einander folgten. Die Unglückliche fuhr fort, zu versichern, daß eine

Schuld auf ihr laste, die sie unmöglich überleben könne.

Da warf die geängstete Gräfin sich neben ihr auf die Kniee nieder, zog ein kleines Crucifix aus ihrem Busen, hielt es Seraphinen zum Küssen hin, und sagte: „Arme Verirrte! Komm, und folge mir endlich in den Schooß einer Kirche, die Dir für jede Missethat, die Du reuig dem geweihten Priester bekennst, eine vollkommne Absolution verspricht! Gelobe mir das in dieser furchtbaren Stunde der Prüfung: und ich verspreche Dir Ruhe für Deine Seele, es sey auch, was es sey, das Dich quält!"

„Halten Sie ein!" unterbrach sie Hastebeck mit Heftigkeit — „Wohin verirren Sie sich? — Mißbrauchen Sie nicht Ihr mütterliches Ansehn bei einer Unglücklichen!"

Aber mit gleicher Heftigkeit erwiederte die Gräfin: „Hinweg, ihr Alle mit dem kalten Vernunftglauben! Drängt Euch nicht länger zwischen Mutter und Tochter!"

„Ach, streitet Euch nicht um mich!" jammerte jetzt Seraphine dazwischen — „Wisset

dann: Mein Gatte ist meines Vaters wirklicher Sohn! Mein wirklicher Bruder ist mein Gatte geworden! Von solcher Schmach kann keine Kirche mich reinigen!"

Ein allgemeiner Ausruf des Entsetzens ertönte. Die Gräfin und Westold riefen, wie mit einer Stimme: „Herrmann — des Grafen wirklicher Sohn?"

„Also das ists?" rief Hastebeck erschrocken; und in stürmischer Eile, — denn eben folgte einem blendenden Blitze nach wenigen Sekunden ein krachender Donnerschlag — aufs Allerdringendste bat er jetzt die Gräfin, sich mit den Uebrigen nur eine einzige Minute zu entfernen. Er schwur, daß er einen Talismann habe, Seraphinens Verzweiflung gänzlich zu heben; nur müsse er eine einzige Minute allein, ohne daß ein Anderer ihn höre, mit ihr sprechen.

Da wankte Westold zurück, und Alle die Andern folgten ihm, nur nicht die Gräfin, die Seraphinens Hand um keinen Preis loslassen wollte, um mit ihr erschlagen zu werden, wenn ein Blitz niederführe. Hastebeck beschwor sie

bei dem Leben Seraphinens und bei ihrem eigenen Lebensglück, nur auf wenige Augenblicke sich zu entfernen. Aber je dringender er bat, desto fester hielt sie mit der einen Hand die Tochter, während sie ihr mit der andern von neuem das Crucifix hinhielt, und sagte: „Kaum hatte ich vorhin das heilige Bild an meine Lippen gedrückt und zu ihm gebetet: so kam uns die Kunde, wo wir Dich zu suchen hätten.“

„Nun dann:“ rief Hastebeck mit furchtbarem Tone — „so kann ich nicht anders! so ist es meine Schuld nicht, wenn ich einer unglücklichen Frau ihre letzte, tröstliche Täuschung raube! — Hören Sie nicht her, Frau Gräfin! Du aber, horch auf, Seraphine! und der Blitz des Herrn vernichte mich und Dich, wenn ich nicht Wahrheit rede! Horch auf, Seraphine! Deine Ehe ist mit keiner Blutschande befleckt! Wie hätte ich sie sonst zugeben können! Herrmann ist des Grafen Sohn! Aber Du — Du bist des Grafen Tochter nicht — Du bist der Gräfin Tochter nicht — Du bist — ach, komm an mein Herz! laß Dir von den schreck-

lichen Blitzen meine heißen Thränen zeigen — ach, Du bist meine, meine, meine und Sophiens Tochter! — Und nun — als Dein Vater befehle ich Dir jetzt: Komm augenblicklich hinweg von dieser schrecklich gefahrvollen Stelle!"

Da schrie die Gräfin, wie eine Wahnsinnige, auf, daß er lüge. Hastebeck aber, ohne ihr etwas zu erwiedern, riß den umgewundenen Shawl von Seraphinens Arm, die keinen Widerstand mehr leistete, und halb betäubt nur stammelte: „Sie, mein Vater?"

„Ja! ja! ich Dein Vater!" jauchzte jetzt Hastebeck, indem er sie, hinwegeilend von der Gewitterstange, zärtlich küßte, und sie nun nach ihrem Zimmer halb führte, halb trug — „Endlich, endlich nenne ich Dich laut meine Tochter —" fuhr er fort — „meine theure, geliebte Tochter! Und wenn Die nun Dich verstößt, die Du bisher Mutter nanntest: o, so hast Du doch jetzt den rechten Vater gefunden, der Dich unaussprechlich liebt, und Gut und Blut mit Dir theilt in jeder Noth und Gefahr!" —

Sie konnte nur einzelne Laute des allerhöchsten Erstaunens erwiedern. Bebend folgten die Grä=fin und Westold, geführt von Augusten und Lebrechten, nach. — Mehrere Leute wollten behaupten, sie hätten bald nachher einen Blitz an der Stange hinabfahren gesehen. —

Jeder erschrak, der Seraphinen jetzt im Zimmer sah. Die furchtbare Qual, an der sie mehrere Stunden lang gelitten, und endlich der Sturm und Regen, dem sie, in leichter Sommer=kleidung, nur zu lange ausgesetzt gewesen war, hatten die sonst so schöne, blühende Frau fast zu einer Leiche entstellt, und in einen Grad von Er=schöpfung versetzt, daß man nicht genug eilen konnte, sie entkleiden und zu Bette bringen zu lassen. Sogleich sanken ihre Augen zu, und sie schien schnell zu entschlummern. — Hastebeck war eben mit Westolden nach seinem Zimmer gegangen, als die Gräfin ihn bitten ließ, noch einmal in das ihrige zu kommen. Sie hatte die durchnäßten Kleider gewechselt, und sich erschöpft auf ein Ruhebett geworfen, ein Tuch vor die weinenden Augen gedrückt.

Ohne aufzusehen, streckte sie dem Eintretenden eine Hand entgegen, und sagte mit zitternder, doch freundlicher Stimme: „Haben Sie Dank, lieber Hastebeck, daß Sie ein Mittel ersannen, die Unglückliche von der Gewitterstange zu entfernen! — Es war freilich ein schreckliches Mittel, das mir beinahe das Herz erdrückte! Aber nicht wahr: es ist nicht so, wie Sie dort sagten? Nicht wahr: Seraphine ist meine, meine Tochter? — Wie könnten Sie so viele Jahre lang sich und Ihr Kind zu einer solchen sträflichen Betrügerei hergegeben haben, um mich, die Ihre nur zu warme Freundin war, endlich durch die Enthüllung des Betrugs, mit einem furchtbaren Schlage zu vernichten?"

Sie hatte sich aufgerichtet bei den letzten Worten, und sah Hastebecken mit angstvollen Blicken an. Als er aber schwieg, und immer schwieg, so dringend sie auch ihre Fragen wiederholte: da sank sie, vom Uebermaaß des Schmerzes überwältigt, mit dem Gesicht auf das Ruhebett, brach in das allerheftigste Weinen aus, und klagte mit herzzerreißendem Jammer: „Barm-

herziger Gott! so hab' ich dann weder einen redlichen Freund, noch eine Tochter! Betrogen und kinderlos steh' ich da, und bin nun ärmer, als die ärmste Bettlerin!"

Aufs Heftigste erschüttert fiel Hastebeck ihr ins Wort: „Ich rufe den Gott, der jeden Frevel straft, zum Zeugen auf, wie schwer ich daran gegangen bin, Sie durch diese Entdeckung zu betrüben! Ich wollte sie nur Seraphinen, als ein Geheimniß, ins Ohr flüstern, um sie aus der schrecklichsten Verzweiflung und Todesgefahr zu befreien! Aber Sie selbst — Sie selbst zwangen mich, in Ihrer Gegenwart auszusprechen, was in so furchtbarem Augenblick das einzige Mittel zu Seraphinens Rettung war! In jeder Sekunde, da ich noch zögerte, konnte ein Blitz sie und uns Alle zerschmettern!"

„Und so durchbohrten Sie mir das Herz!" seufzte die Gräfin. — „Aber" fuhr sie bald darauf fort — „ich muß nun Alles wissen! Alles! Erklären Sie mir es näher, das furchtbare Räthsel!"

„Das kann ich Ihnen jetzt freilich nicht verweigern.“ erwiederte Hastebeck — „Hören Sie mich dann mit Fassung an! — Sie und meine Frau wurden, bald nacheinander, jede von einer Tochter entbunden. Meine Frau starb sogleich nach der Entbindung. Auch Ihrem Tode, Frau Gräfin, sah man jede Stunde entgegen; doch, statt Ihrer, starb Ihr Kind. Im Augenblick, da die Amme Ihrem Gemahl diese Nachricht überbracht hatte, trat ich zufällig in sein Zimmer. Ich fand ihn in einer Bestürzung, die ich Ihnen nicht schrecklich genug schildern kann.“

„Nun ja,“ unterbrach die Gräfin mit Bitterkeit den Erzähler — „an diese seine Bestürzung will ich glauben, denn wenn ich, ohne ein Kind zu hinterlassen, gestorben wäre: hätte er fast mein ganzes Vermögen meinen Verwandten überlassen müssen!“

„Das lasse ich unbestritten und unzugegeben,“ erwiederte Hastebeck — „genug, der Graf war äußerst bestürzt über den Tod Ihres Kindes; und das traurige Ereigniß mußte Ihnen, wenigstens fürs erste, verheimlicht werden, um

Ihr eigenes Leben nicht noch mehr in Gefahr zu bringen. „Eine eigne Teufelei des Schicksals!" sagte ich — „Mein Kind, das ich nicht sehen mag, weil es mich an eine Verbindung erinnert, die ich nur verwünschen kann, lebt! und das Ihrige, an dessen Leben Ihnen so viel lag, ist todt!" Da warf sich der Graf an meinen Hals, und beschwor mich, ihm mein lebendes Kind zu geben, und an dessen Stelle sein todtes zu nehmen. In meiner damaligen, fast an Verrücktheit gränzenden, Verstimmung war mir das eben recht. Auch konnte der Graf sehr Großes von mir verlangen, weil, seit Jahren, eine sehr große, schwere Verpflichtung gegen ihn auf mir lag. Augenblicklich trafen wir die nöthigen Verabredungen. Die Amme meines Kindes wurde mit einer Hand voll Gold zum Schweigen gebracht. Die Amme des Ihrigen wurde auf der Stelle entlassen, und die bisherige Wehemutter durfte das Haus ebenfalls nicht wieder betreten. Es war Abend, und die Amme meines Kindes trug es sogleich in Ihr Haus, und brachte mir das todte dafür zurück, das ich am folgenden Tage mit in den Sarg mei-

ner Frau legen ließ. Dann hieß es, Ihr Kind habe nur in einer langen Ohnmacht gelegen, und sey wieder erwacht. Es wurde nach der bestochenen Amme geschickt, und sie blieb nun in Ihrem Hause die Ernährerin des nemlichen Kindes, das ihr zuvor in dem meinigen anvertraut gewesen war. Kein Mensch ahnete den geschehenen Tausch; und Sie, Frau Gräfin, waren freilich eine betrogene Mutter, aber es war ein Betrug, der das Glück Ihres Lebens machte, und den ich daher für keine Sünde halten konnte."

„Ach," unterbrach hier die Gräfin wieder die Erzählung — „wenn ich den Betrug nie erfahren hätte: wie glücklich wäre ich geblieben; aber nun — nun ist es schrecklich!"

„Wahrlich," fuhr Hastebeck fort — „ich habe das Gefühl Ihres mütterlichen Glücks, fast zwanzig Jahre lang, mit Hintenansetzung meines eignen, väterlichen Glücks geehrt; und der Himmel weiß, daß ich Ihnen und Ihrem Gemahl dadurch ein Opfer gebracht habe, dessen Größe und Schwere oft meine Kräfte fast überstieg! — Gleichgiltig, fast mit Haß in der

Seele, hatte ich das Kind von mir gegeben, und bald darauf die Stadt verlassen, mit dem Vorsatze, es nie wieder zu sehn. Aber die Natur behauptete auch an meinem Herzen ihr altes, heiliges Recht, und strafte mich bitter für solchen Frevel. Ich war in der finsterſten Verstimmung hieher zu Westold geflohen, und bereitete mich ernstlich zu großen Seereisen vor. Da weckte der Anblick von Westolds Kindern das schlummernde Vatergefühl in meinem Herzen auf; und je mehr ich strebte, es gewaltsam zu unterdrücken, desto übermächtiger erfüllte es nach und nach mein ganzes, inneres Wesen. Es glich dem befruchteten Blutstropfen in dem bebrüteten Adler-Ei, der im Verborgenen sich allmählich entwickelt und wächset, und sich immer wunderbarer ausbildet zum jungen Adler, welcher endlich die Schaale seines Gefängnisses sprengt, und die Flügel regt, zum künftigen Fluge nach der Sonne hinauf. — Der Tag, als ich die Nachricht hörte, daß die Amme Ihr Kind fast erdrückt habe, war der Zeitpunkt, wo für mein väterliches Gefühl die harte Schaale, die es bis dahin gefangen hielt, zer-

sprang. Ich zitterte für meines weggegebenen Kindes Leben. Ich konnte mich nicht länger enthalten, es wieder zu sehn. Statt nach der Meeresküste, reiste ich nach der Residenz zurück. Mit hoch klopfendem Herzen sah ich mein Kind wieder, und durfte es nicht mehr mein nennen! Um es wenigstens täglich zu sehn, und es, wenn Sie abwesend waren, mit voller Vaterliebe herzen und küssen zu können, mußte der Graf es einleiten, daß ich in Ihrem Hause eine Wohnung bekam. Weil ich mich von dem geliebten Kinde nicht trennen konnte, gab ich meine Seereise auf; ich kehrte, von unbezwinglicher Sehnsucht nach dem holden Kinde ergriffen, aus Ober-Italien zu Ihnen nach der Schweiz zurück, und reiste, statt nach Griechenland, mit Ihnen nach Polen; und ich war und blieb so überallhin Ihr treuer Begleiter, wurde wenigstens des theuren Kindes Erzieher, dessen Vater ich nicht heißen durfte, und führte die schwere, mir oft unerträgliche Rolle standhaft und ehrlich durch bis auf den heutigen Tag. Ich hätte es bis an meinen Tod gethan, und wenn es mir selbst meine Sterbestunde noch erschwert hät-

te, wäre die Entdeckung des treu bewahrten Geheimnisses nicht das einzige Mittel zur Beruhigung und Rettung Seraphinens gewesen. Auch habe ich meine Verpflichtung gegen den Grafen so gut, als gar nicht, verletzt, denn er will — schwindelnd von dem Glücke seiner großen Erbschaft — nicht länger für Seraphinens Vater gelten! Ergriffen seit einiger Zeit von einer unseligen Leidenschaft zu der blühenden Jungfrau, die als Kind ihm fast zuwider gewesen war, sprach er schon in seinem vorigen Briefe an mich deutlich seine Begier aus, sie zur Stiefmutter ihres Geliebten zu machen! und darum betrieb ich neulich so angelegentlich die schnelle Verheirathung des jungen Paars."

„Abscheulich! abscheulich!" rief die Gräfin aus — „Und Herrmann ist des Grafen Sohn?"

„Der Graf selbst" antwortete Hastebeck — „scheint es ausgesagt zu haben: so kann ich ihm nicht widersprechen!"

„Genug! genug!" erwiederte die Gräfin — „Ich kann und mag nichts mehr hören! Zu-

viel stürmt auf mich ein! — Leben Sie wohl, Hastebeck!" —

Es war ihr Entschluß, nicht ihn, nicht Seraphinen, nicht Herrmannen, noch weniger den Grafen, wieder zu sehn. Sobald Hastebeck sie verlassen hatte, gab sie Befehl, Alles noch in der Nacht zu ihrer Abreise vorzubereiten. Am frühen Morgen wollte sie Aarhorst verlassen, ohne von Jemandem Abschied zu nehmen, und zu ihren Verwandten nach München fliehn. —

Hastebeck war froh, daß die Gräfin ihn über Herrmann nicht weiter befragte. Das Gewitter hatte ausgetobt. Er eilte nach seinem Zimmer, um endlich auszuruhen von den erschöpfenden, körperlichen Anstrengungen und geistigen Erschütterungen des Abends. Aber noch

war ihm keine Ruhe beschieden, denn dieser Nacht war es vorbehalten, die dunkelsten und geheimsten Blätter aus der Geschichte seines Lebens aufrollen, und es laut zur Sprache kommen zu lassen, was er, eine lange Reihe von Jahren hindurch, mit Ausnahme des Grafen, vor Jedermann als das tiefste Geheimniß bewahrt hatte.

Als er in sein Zimmer kam, trat ihm Westold gleich mit der Anrede entgegen: „Ach, wie lange bist Du ausgeblieben! Es ist schon spät; aber ich konnte nicht von dannen gehn, ohne erst noch mit Dir unter vier Augen zu sprechen. Ich will nichts sagen von dem Crucifix und der verheißenen Absolution der Gräfin: davon ein ander Mal —; aber, um Gotteswillen, sage mir: Habe ich recht gehört? Der Graf soll Hermanns Vater seyn?"

Ein langer, schwerer Seufzer hob Hastebecks Brust hoch empor.

„Du schweigst?" fuhr Westold nach einigen Sekunden fort — „So ist es wahr? Der Graf war schon früher verheirathet? Mit meiner Schwester? — Aber ihr Gatte, erzählte

sie ja, habe Schönberg geheißen, und solle in einem Duell gefallen seyn? Barmherziger Gott! Sollte sie betrogen worden seyn?"

Ein neuer, noch schwererer Seufzer, als kurz zuvor, war Hastebecks Antwort. Er sah Westolden eine Weile mit ernsten, unbeweglichen Blicken an; seine Gesichtszüge waren, wie versteinert im Ausdruck eines finstern, mit tiefem Mitleid gepaarten Schmerzes, und unbeweglich stand er lange da, das Haupt vorn über gebeugt, wie eine, Unheil verkündende Bildsäule. Langsam erhob er dann seine Arme, legte die Hände auf seines Freundes Schultern, und sagte ausdrucklos und kalt: „Es ist schon spät. Wir verderben uns die ganze Nacht! Ich dächte, wir ließen das ruhen bis morgen, oder ein andermal."

„Sey nicht grausam!" antwortete Westold mit dringendem Tone — „Wie kann ich schlafen, ehe ich Alles von Dir gehört habe, was Bezug auf das Schicksal meiner trefflichen, unvergeßlichen Schwester hat? — Mir ahnet etwas Böses, sehr Böses! Aber auch das Schreck-

lichste sollst Du mir nicht verschweigen! Alles muß ich wissen! Ehe habe ich keine Ruhe."

„Und meinst Du," sprach Hastebeck nachdrücklich — „daß Du dann wirst schlafen können? Ich meine das Gegentheil. Laß es also!"

Als Westold aber immer mehr in ihn drang, so daß er nicht länger ausweichen konnte, hob er an: „Ach, da müßte ich eigentlich weit ausholen, und die schlimmste Begebenheit meines Lebens — eine unglückliche Geschichte aus Frankfurt — erzählen. Die würde Dich sehr, sehr erschrecken."

„Ich weiß sie schon!" sagte Westold, nach einigem Zögern — „Ein Zufall brachte den Mann, welchen Du rettetest, vor einiger Zeit hierher —"

„Langhof?" fuhr Hastebeck lebhaft auf — „Und er erzählte Dir —?"

Westold bejaete es, und mußte nun selbst erst den Erzähler machen von Allem, was er von Langhof wußte. Hierdurch aufs Höchste aufgereizt, nahm endlich Hastebeck den Faden

auf, und theilte dem harrenden Freunde Folgendes mit:

„Du willst es, und lässest nicht ab, in mich zu dringen: ich muß also endlich einen Schleier lüften, den ich, um Deiner Ruhe willen, für immer unangerührt lassen wollte. Waffne Dich dann mit Standhaftigkeit, um auch das Böse mit männlicher Fassung zu vernehmen, und verschließ es dann verschwiegen in Deiner Brust!

Der Graf hatte, in der Hoffnung auf die reiche Erbschaft seines, erst jetzt gestorbenen Vetters, toll gewirthschaftet, und sein, nicht unbeträchtliches, väterliches Vermögen schon im Jahre 1790 fast alle gemacht. Seine ärgste Tollheit war aber die gewesen, daß er, geblendet von den glänzenden Ideen und Beschlüssen der ersten Helden der Revolution in Frankreich, vor Jedermann, und so auch vor seinem reichen, aristokratischen Vetter, den enthusiastischen Lobredner jener Revolution machte, und Freiheit und Gleichheit im Munde führte, wie ein Jakobiner. Er erbitterte hierdurch seinen Vetter, der ihn sonst

sehr lieb gehabt hatte, nach und nach so sehr, daß ihn Dieser endlich nicht mehr sehen wollte, und, um ihm künftig auch seine Lehngüter und sein anderes Vermögen zu entziehn, ob er gleich eigentlich ein Weiberfeind war, sich im vierzigsten Jahre noch zu einer Heirath entschloß, worauf er dann auch bald Vater eines Sohnes wurde, dessen Geburt dem Grafen nun mit einem Schlage alle Hoffnung auf die große Erbschaft nahm.

Er stand auf Werbung in Frankfurt, sollte dort aber eben abgelöst werden, denn er hatte um seinen Abschied gebeten, und wollte nächstens nach Paris gehen, um dort, als Revolutionsheld, sein Heil zu versuchen. Unser General, der auch ein Verwandter von ihm war, und einen Heirathsplan für ihn gemacht hatte, war durch jenen Entschluß des Grafen höchst beunruhigt, und schickte mich mit dem Auftrage nach Frankfurt, ihn davon abzubringen, seine ökonomischen Angelegenheiten zu ordnen, und ihn zur Verheirathung mit der reichen Erbin zu bestimmen, von der man wußte, daß sie ihn liebe.

Ich kam nach Frankfurt, und war bemüht, ihn im Sinne des Generals zu bearbeiten, fand ihn aber dem Heirathsplane, wenigstens fürs erste, höchst abgeneigt, weil ihm die reiche Erbin persönlich ganz gleichgiltig war, und er sich eben auf einer Promenade in ein schönes, unbekanntes Mädchen vergafft hatte, deren Bekanntschaft zu machen, sein eifrigstes Streben war. Ich konnte das nicht hindern; auch war mir für den Augenblick ein solches Intermezzo in seinem bisherigen Thun und Trachten nicht ganz unwillkommen, weil es ihn von andern Ausschweifungen nicht nur, sondern auch von dem unglücklichen Einfalle, nach Paris zu gehen, zurück zu bringen schien. Ich rechnete darauf, daß sein neuester Liebesroman nicht von ernsterer Art und längerer Dauer seyn werde, als alle früheren, und daß Geldnoth ihn über kurz oder lang doch zu der Heirath geneigt machen würde. Ich nahm seine damalige Verliebtheit daher anfangs so leicht, daß ich mich sogar, am Krönungstage Leopolds des Zweiten, auf ein halbes Stündchen zur Rolle seines Schildknappen hergab, indem ich, im dich-

ten Gedränge auf der Straße, seinem Winke gemäß, einen Knaben, der eigentlich unter der Obhut seiner Dame stand, in Schutz nahm, und aus meinem Fenster den Krönungszug mit ansehen ließ. — Du wirst Dich dieser Scene noch aus der Erzählung Deiner Schwester erinnern?"

„Ists möglich?" unterbrach ihn Westfold — „Die Du seine Dame nennst, war also wirklich meine Schwester? Meine arme, unglückliche Schwester? Und Du selbst warst behülflich, sie in sein Netz zu ziehen?"

„Ich hatte keine Ahnung davon," erwiederte Hastebeck, „daß es Deine Schwester war, denn der Name Deines Stiefvaters, den sie führte, war mir, leider, ganz unbekannt. Auch hielt ich an jenem Tage die ganze Sache noch nicht für so ernsthaft. Erst am andern Morgen erkannt' ich, daß seine Neigung bereits zu einer Leidenschaftlichkeit gesteigert war, die kein Mittel zur Erreichung ihres Zieles verschmähte, und Alles, was sich ihr hindernd in den Weg stellen würde, rücksichtlos, und unbekümmert um die Folgen, niederzutreten bereit war.

Aus dem Briefe, den ich von Langhof, mit der Nachricht seiner Flucht aus dem Werbehause, erhielt, wurde ich hierüber erst, zu meinem grossen Schrecken, belehrt.

Ihm selbst war das damalige Werbesystem und deutsche Soldatenwesen eigentlich ein Greuel; ja er haßte die Uniform sogar, und er ging daher auch, wenn er nicht im Dienst war, stets in Civilkleidung; aber Eifersucht und Rache hatten ihn verleitet, ein Kunststück, wie es damals nicht ungewöhnlich war, an Langhof probiren zu lassen. Sobald ich durch jenen Brief davon benachrichtigt war, eilte ich zum Grafen, donnerte ihm das Unwürdige, ja Schändliche seines rachsüchtigen Streichs ins Ohr, und drohte ihm mit einer augenblicklichen Anzeige aller Umstände bei dem General, oder im Nothfall selbst beim König, wenn er nicht augenblicklich alle etwanigen Nachforschungen unterdrückte, bis ich den jungen Menschen, dessen Wohl mir äußerst am Herzen liege, da er der Bruder meiner gewesenen Braut sey, aus der Stadt entfernt, und in Sicherheit gebracht wüßte. Er war tief beschämt; und im

Gefühl der Schlechtheit seiner Handlung, auch vielleicht aus Furcht vor dem General und dem König, nahm er Worte von mir hin, die er unter andern Umständen nicht ungeahndet würde gelassen haben. Er schickte sich auf der Stelle an, den Unterofficier, der bereits die Anzeige von der Desertion gemacht hatte, auf eine falsche Spur zu leiten, damit ich Zeit gewönne, den unbedachtsamen Jüngling wenigstens aus seinem Gasthofe aufs Schnellste zu entfernen.

So sehr ich konnte, eilte ich dorthin, aber der Unterofficier war mir schon zuvor gekommen. Bereits auf der Treppe hörte ich sein Toben. Ich stürzte ins Zimmer, als er eben mit seinem Säbel einen wüthenden Hieb nach Langhof thun wollte, dessen Rock ich schon, von einem früheren Hiebe, wie ich vermuthete, zerhauen sah. Ich fiel dem Unterofficier — Werner hieß der Unglückliche — in den Arm; wir stießen uns einige Augenblicke kämpfend hin und her, bis er zu Boden stürzte. Meine rechte Hand war über der seinigen mit im Gefäß des Säbels, so daß dieser, von mir mit gefaßt, und, weil ich der Stärkere

war, mehr meiner, als seiner Willkühr Preis gegeben war. In der Wuth des Kampfes stieß ich den Säbel, mit dem er einen Andern hatte niederhauen wollen, aus aller Kraft nach ihm selber hin! Und siehe, als er niedergestürzt war, spritzte das Blut aus der Pulsader der rechten Seite seines Halses gegen mein Gesicht und meine Hand! Bestürzt sprang ich zurück, stieß Langhofen rasch zur Thüre hinaus, warf den Säbel weg, hielt ein Tuch auf die Wunde des Blutenden, und versuchte, ihn aufzurichten. — Jetzt trat der Graf ins Zimmer, der gehört hatte, daß der Unterofficier schon hier seyn werde. Er hatte Langhofen, der ihm auf dem düstern Hausflur begegnet war, wohl erkannt, aber ungehindert fliehen lassen, und gethan, als ob er ihn nicht sähe. Nun theilte er meine steigende Bestürzung, denn der Verwundete, nachdem er nur noch die Worte: „Ach, meine arme Mutter!" gestammelt hatte, fiel in Zuckungen und Todesröcheln. — In furchtbarer Verzweiflung starrte ich den Sterbenden an, dessen letzte Worte mir das Herz zerrissen, und mir in den Ohren geklungen haben,

mein ganzes übriges Leben hindurch! — Jetzt faßte mich der Graf an der Schulter, und schüttelte mich, daß ich zur Besinnung kommen solle. „Das hat Langhof — oder vielmehr Lange — ja recht — der Deserteur Lange hat es gethan!“ hörte ich jetzt den Grafen sagen. — „Nein, ich, ich habe es gethan; und ich bin Ihr Arrestant!“ war meine Antwort. — „Besinnen Sie sich!“ sagte er, mit nachdrücklichem Tone — „Der entsprungene Deserteur hat es than! Sie traten eben ins Zimmer, als der unglückliche Streich geschehen war; und während Sie dem Verwundeten zu Hülfe eilen wollten, entfloh der Thäter. — So ists! Besinnen Sie sich, Hastebeck, und sprechen Sie nicht etwa anderes, tolles Zeug, wenn Jemand kommt, und wenn weitere Nachfrage geschieht!“

Jetzt verstand ich ihn, und suchte mich zu fassen. Er wischte mit seinem eigenen Taschentuche das Blut von meinem Gesicht und von meiner Hand, wiederholte mir, wie ich mich benehmen, und was ich aussagen solle, um allen Verdacht von mir abzulenken, ordnete dann die Verschlie-

ſung der Hausthür und eine lange dauernde Nach=ſuchung nach dem Deſerteur im Hauſe an, und traf hernach, bei allem Anſchein des größten Ei=fers, den Deſerteur und ſeyn ſollenden Mörder aufzufinden, grade ſolche Anſtalten zu ſeiner Ver=folgung, daß er vollkommen Zeit und Raum be=hielt, über den Rhein zu entfliehen. — Kurz, er wußte Alles ſo geſchickt einzuleiten, daß ich kaum als Zeuge ein einzigesmal eine Ausſage zu thun hatte, und daß auch Der, auf welchen al=ler Verdacht gewälzt würde, volle Zeit zum gänz=lichen Verſchwinden bekam.

War nun gleich der Graf eigentlich der Ur=heber meiner unglücklichen That geweſen, und mußte ich ihn daher auch auf der einen Seite bit=ter als Denjenigen haſſen, der eine Blutſchuld auf meine Seele gewälzt hatte, die fortwährend mit Centnerſchwere auf mir lag: ſo mußte ich es ihm doch auf der andern Seite hoch anrechnen, daß er mich mit dem edelſten Eifer und der klügſten Beſonnenheit von der geſetzlichen, ſchweren Strafe gerettet hatte, der ich, ohne ſein Dazwiſchentre=ten, unfehlbar anheim gefallen wäre. So kam

es, daß neben dem fortdauernden Grolle gegen ihn, ein unvertilgbares Dankgefühl in meinem Herzen wohnte, und daß ich seit jener Zeit mich für verpflichtet hielt, immer gegen ihn zu handeln als ein Freund, wenn ich ihn im Herzen auch oft hassen mußte, wie ein erbitterter Feind. Dieß ist der Maaßstab, nach dem Du mein Benehmen gegen ihn zu beurtheilen hast. —

Mit doppeltem Eifer nahm ich mich, nach jener Begebenheit, seiner Angelegenheiten an. Ich reiste eilig nach Westphalen, um dort den Verkauf seines letzten Gutes zu betreiben. Er hatte nun seinen Abschied erhalten, und trieb mich, daß ich ihm Geld schicken mußte, weil er, seiner Geliebten zu Ehren, erst nach dem Rhein, dann nach Franken reiste, und sich bei Frankfurt einen ordentlichen Haushalt einzurichten anfing.

Als ich dorthin zurück gekommen war, um sein Schuldenwesen in Ordnung zu bringen, war er nicht gegenwärtig. Nach einigen Tagen kam er, staubbedeckt, mit Reitpeitsche und Spornen, in mein Zimmer gestürzt, wollte von meinen Rechnungen nichts wissen, sondern war voll von

seiner Liebe, sagte mir, daß er auf dem Punkte stehe, der allerglücklichste Mensch zu werden, und bat mich, ihm, zu einer wunderlichen Spielerei — zu einem theatralischen Scherze, wie er vorgab — meinen Bedienten, der ein gewandter, gescheiter Kerl sey, auf einen oder ein Paar Tage zu überlassen. Ich konnte ihm die unbedeutende Bitte nicht abschlagen; unterließ jedoch nicht, meinem Bedienten noch unter vier Augen zu sagen, daß er ja nichts Ungebührliches thun solle. Als er zurückkam, sagte er, daß er ein wenig bei einer kleinen Komödie habe mitspielen müssen. Späterhin, in der Residenz, als er einmal betrunken war, gestand er mir, daß er die Rolle eines Pfaffen gespielt, und den Grafen, gegen sehr gute Bezahlung, mit einem allerliebsten Mädchen kopulirt habe."

Hier sprang Westold erschrocken von seinem Stuhle auf, und rang, unter dem wiederholten Ausrufe: „O Du arme, schändlich betrogene Schwester!" die Hände, voll des unaussprechlichsten Jammers, zum Himmel auf. Lange währte es, ehe er sich wieder so weit ge-

faßt hatte, sein Verlangen nach der Fortsetzung der unglücklichen Erzählung zu äußern. Hastebeck fuhr dann in zornigem Tone fort:

„Was half es, daß ich mit einem Schlage auf den Rücken des Buben mein spanisches Rohr zerschlug? Der schändliche Streich war geschehn! Er erfüllte mich mit neuem, bittern Unwillen gegen den Grafen; und mein innerstes Gefühl trieb mich eigentlich, seiner Geliebten die Augen darüber zu öffnen, wie frevelhaft sie hintergangen worden sey; aber der Fluch der schweren Verbindlichkeit gegen ihn, der auf mir lag, hielt mich davon ab! Wie konnt' ich feindselig störend in das Leben des Mannes eingreifen, der meine Blutschuld verheimlicht hatte? Das band meine Zunge, und hemmte meine Schritte gegen ihn, in diesem, wie in mehreren Fällen! —

Als sein erster Liebesrausch verraucht, und der Rest seines Vermögens, den er sich noch größer gedacht hatte, aufgezehrt war, bequemte er sich, auf den Heirathsplan des Generals einzugehen. Er reiste hin und her, bald zu der reichen

Braut, bald zu der Geliebten zurück, die sich für seine angetraute Gattin hielt. Endlich mußte ich ihm, auf meinen persönlichen Kredit, zehntausend Gulden auftreiben. Er gab sie der Geliebten, um sie wenigstens gegen bittre Armuth zu schützen, und riß sich auf immer los von ihr. Nach einiger Zeit fand ich in einer Zeitung die rührende Nachfrage einer verlaßnen Frau nach ihrem Manne. Ich erkannte sogleich, daß er darin gemeint war. Aus wahrer Barmherzigkeit, um wenigstens ihrem vergeblichen, qualvollen Hoffen ein Ende zu machen, schrieb ich ihr, mit verstellter Handschrift, daß ihr Mann in einem Duell gefallen sey. Eine bessere Wohlthat war ihr kaum noch zu erweisen. —

Der Graf schob seine Vermählung so weit hinaus, als er konnte, weil er sie nur mit dem größten Widerwillen that. Sie war noch nicht vollzogen, als ich Dich zum ersten Male in Deiner Advokatennoth besuchte.

Als da nun in der Nacht Deine Schwester ankam, mein Bedienter bei ihrem Anblick, aus Furcht, von ihr erkannt zu werden, das Licht

ausblies — als sie sich mir von Schönberg nannte, was, wie ich wußte, der angenommene Name des Grafen gewesen war, da dämmerte, zu meinem entsetzlichsten Schrecken, schon die Ahnung in mir auf, daß sie die betrogene Geliebte des Grafen sey. Ihre Erzählung am andern Tage bestätigte mir, leider, jene Ahnung! Es erfüllte mein Herz mit wahrer Höllenpein, in der Betrogenen nicht allein, wider mein Erwarten, eines der edelsten, würdigsten Weiber, sondern obenein die Schwester meines geliebtesten, schon mit eigner Noth kämpfenden, Freundes zu sehn; und fast rasend machte mich der Gedanke, daß ich selbst hier und da mit eingegriffen habe in ihr unglückliches Geschick! Laut hätte ich des schrecklichen Betrügers Namen ausschreien und verfluchen mögen, um dem Toben meines Bluts nur etwas Luft zu machen; aber ich mußte abermals die Sünde Dessen verschweigen, der die meinige verheimlicht hatte. Auch fühlte ich, daß ich Euch nur das Herz noch mehr zerreißen würde, wenn ich eine Unvorsichtigkeit dieser Art beginge. Ich hielt, um Eurer Ruhe willen, die strengste

Braut, bald zu der Geliebten zurück, die sich für seine angetraute Gattin hielt. Endlich mußte ich ihm, auf meinen persönlichen Kredit, zehntausend Gulden auftreiben. Er gab sie der Geliebten, um sie wenigstens gegen bittre Armuth zu schützen, und riß sich auf immer los von ihr. Nach einiger Zeit fand ich in einer Zeitung die rührende Nachfrage einer verlaßnen Frau nach ihrem Manne. Ich erkannte sogleich, daß er darin gemeint war. Aus wahrer Barmherzigkeit, um wenigstens ihrem vergeblichen, qualvollen Hoffen ein Ende zu machen, schrieb ich ihr, mit verstellter Handschrift, daß ihr Mann in einem Duell gefallen sey. Eine bessere Wohlthat war ihr kaum noch zu erweisen. —

Der Graf schob seine Vermählung so weit hinaus, als er konnte, weil er sie nur mit dem größten Widerwillen that. Sie war noch nicht vollzogen, als ich Dich zum ersten Male in Deiner Advokatennoth besuchte.

Als da nun in der Nacht Deine Schwester ankam, mein Bedienter bei ihrem Anblick, aus Furcht, von ihr erkannt zu werden, das Licht

ausblies — als sie sich mir von Schönberg nannte, was, wie ich wußte, der angenommene Name des Grafen gewesen war, da dämmerte, zu meinem entsetzlichsten Schrecken, schon die Ahnung in mir auf, daß sie die betrogene Geliebte des Grafen sey. Ihre Erzählung am andern Tage bestätigte mir, leider, jene Ahnung! Es erfüllte mein Herz mit wahrer Höllenpein, in der Betrogenen nicht allein, wider mein Erwarten, eines der edelsten, würdigsten Weiber, sondern obenein die Schwester meines geliebtesten, schon mit einer Noth kämpfenden, Freundes zu sehn; und fast rasend machte mich der Gedanke, daß ich selbst hier und da mit eingegriffen habe in ihr unglückliches Geschick! Laut hätte ich des schrecklichen Betrügers Namen ausschreien und verfluchen mögen, um dem Toben meines Bluts nur etwas Luft zu machen; aber ich mußte abermals die Sünde Dessen verschweigen, der die meinige verheimlicht hatte. Auch fühlte ich, daß ich Euch nur das Herz noch mehr zerreißen würde, wenn ich eine Unvorsichtigkeit dieser Art beginge. Ich hielt, um Eurer Ruhe willen, die strengste

Geheimhaltung deſſen, was ich wußte, für meine allerheiligſte Pflicht: ich drängte alſo alle die furchtbaren Gefühle, die mich beſtürmten, gewaltſam in meine Bruſt zurück, und ſtritt mit verzweiflungsvoller Heftigkeit gegen Dich, als Du in dem Briefe mit der Todesnachricht meine, zu ſchlecht verſtellte, Handſchrift erriethſt! O, es war eine der böſeſten, fürchterlichſten Stunden meines ganzen Lebens, an die ich noch heute nicht ohne Schauder zurück denken kann!

Als ich nach Hauſe gekommen war, jagte ich dem Grafen, der zur Braut gereiſt war, einen Brief nach, worin ich ihm ſchrieb, ich wolle die für ihn erborgten zehntauſend Gulden von meinem eignen Vermögen zurückzahlen, aber er müſſe ſeine Conventions = Heirath aufgeben, wieder Dienſte nehmen, und den gemißhandelten Engel, der meines beſten Freundes Schweſter ſey, wirklich heirathen, um, wenn auch arm, doch als ein ehrlicher Mann vor Gott und vor ſich ſelbſt dazuſtehn; und ich ſetzte die furchtbarſten Drohungen für den Fall hinzu, wenn er dieß nicht thäte. — Ich ſchrieb Dir deshalb mit Zuver=

ſicht, daß Deine traurende Schweſter gewiß noch glücklich werden ſolle, und daß ich ihren Witwenſchleier wegherxen werde. — Aber der Graf war, als er meinen Brief erhielt, eben, Tages zuvor, vermählt! In der Meinung, daß Deine Schweſter ſchon durch mich von ſeiner Betrügerei unterrichtet ſey, und in der Furcht, daß ſeine Schandthat von ihr oder von Dir, als ihrem juriſtiſchen Bruder, gerichtlich werde zur Sprache gebracht werden, ſchrieb er nun, unter ſeinem wahren Namen, an Deine unglückliche Schweſter, ſtellte ſich ihr darin als einen reuigen Sünder dar, entſchuldigte ſich mit ſeiner leidenſchaftlichen Liebe zu ihr und mit der Zerrüttung ſeiner Vermögensumſtände, und beſchwor ſie bei ihrer ſonſtigen Liebe zu ihm, ſeiner großmüthig zu ſchonen. Und das — das war der Brief, der Deiner unglücklichen Schweſter das Herz brach, weil er ihr, aufs Unerwartetſte, kund that, wie ſchändlich ſie betrogen worden war!"

Hier ſtürzten Beiden, dem Erzähler, wie dem Zuhörer, die bittern Thränen aus den Augen, und gemeinſchaftlich klagten ſie noch über das

Mißgeschick und den frühen Tod der herrlichen, so schrecklich gemißhandelten Frau!

„Sieh!“ sagte Hastebeck endlich — „so mußte ich selbst, trotz meiner guten Absicht, den Blitz, der Deine arme Schwester vollends zerschmetterte, auf sie hinleiten! Ach, diese Vorstellung ist und bleibt eine der schwärzesten von allen, die mich quälen!“

Westold, so ergriffen er selbst war, wollte ihm etwas zur Beruhigung sagen; aber Hastebeck ließ ihn nicht ausreden. „Nein, nein!“ sagte er, mit furchtbarem Blick und Tone — „das muß so mit mir seyn, und wird auch nicht anders mit mir werden! Seit diese Hand mit Menschenblut besudelt wurde, verfolgt mich fast bei Allem, was ich thue, ein Fluch. Tief habe ich meine unglückliche That bereut, habe für die Mutter und die Schwester des Getödteten — die alte Anna Werner und ihre Tochter — nach Möglichkeit gesorgt, auch sonst vielen Menschen beigestanden in Noth und Gefahr, mit Rath und mit That. Aber meine Schuld ist nicht gebüßt, wie sie es, nach menschlichen und göttlichen Ge-

setzen, seyn sollte! Blut scheint Blut zur Sühne haben zu müssen. Weil das bei mir nicht geschehen ist: schein' ich, als ein vom Glück Geächteter, einem bösen Dämon anheim gefallen zu seyn, der mich auf allen Schritten und Tritten meines Lebens — den wichtigeren wenigstens — tückisch verfolgt! Darum gelingt mir so selten etwas Gutes, und es wird leicht Böses daraus! Die Catharina Werner ist, seit sie die erste Hand voll Geld von mir bekam, ungeachtet aller meiner Vorkehrungen, sie von einem unrechtlichen Lebenswandel abhalten zu lassen, ein gänzlich verlornes Geschöpf geworden! — Deiner herrlichen Schwester bereitete ich, grade durch meine eifrige Bemühung für ihr Glück, nur einen schnellen Tod! — Als ich Sophien am Altare die Hand reichte, dachte ich mit Schauder an das Blut, womit sie bespritzt gewesen war: und ich stürzte auch Sophien in ein frühes Grab! — Das Einzige, was mir bis jetzt gelungen zu seyn scheint, ist Deine und der Deinigen Versetzung hieher nach Aarhorst; aber wie lange wirst Du auch ruhig bleiben in der Lage,

die Dich jetzt beglückt? — Mit der Leitung von Herrmanns Schicksal, indem ich es dahin brachte, daß sein Vater ihn adoptirte, glaubte ich ein Meisterstück gemacht, und durch seine schnelle Verheirathung mit Seraphinen meinen Bemühungen für Beider Glück die Krone aufgesetzt zu haben; aber wie wird es enden mit ihnen? Gute Zeichen für sie seh' ich nicht am Himmel! Führte ein einziges, vor Jahren von mir ausgesprochenes, unvorsichtiges Wort nicht Seraphinen heute an die Gewitterstange? Und durchbohrte das Wort, womit ich sie aus der drohenden Gefahr zog, nicht der Gräfin das Herz? — Sieh, Freund, so will es mein böses Geschick! Wundre Dich nun nicht mehr, wenn Du fast immer auf meiner Stirn eine finstre Schrift erblickst, wie sie auf Kains Stirn stand, und wenn ein finstrer Geist nicht selten in meiner Rede weht! Auf meinen Leichenstein kannst Du einmal schreiben: „Hier liegt ein Mensch, der, ohne böse zu seyn, viel Böses that, oder doch veranlaßte, und der dadurch so unglücklich wurde, wie man es nur werden kann, und sich da-

her kaum noch vor dem Teufel und der Hölle fürchtete, weil er schon auf Erden eine Hölle mit sich im Busen herumtrug.“

Das Schicksal schien Hastebecks bange Ahnungen rasch in Erfüllung gehen lassen zu wollen. Ehe ihm Westold noch etwas auf seine finstre Rede erwiedern konnte, hörten sie eine unruhige Bewegung im Schlosse. Einen Augenblick danach hinhorchend, sagte Westold: „Herrmann ist wohl wieder gekommen, und die Bedienten laufen hin und her?“ — „Das kann ich kaum glauben!“ erwiederte Hastebeck. — „Wenn sonst nur kein Unglück geschehn ist! Mit der Gräfin vielleicht! Ich höre viel Hin- und Hergehen bei ihr.“

Er ging, um sich zu erkundigen, und hörte von einer Kammerfrau, daß Seraphine krank sey. Er eilte nach ihrem Zimmer. Sie lag in

der heftigsten Fieberhitze, und bald klagte sie über unerträglichen Kopfschmerz, bald verfiel sie in Phantasieen, die für die Anwesenden um so ängstigender waren, da sie fast von nichts sprach, als von dem Bilde mit dem todten Ritter, und von einem Blitze, der bald auf sie hernieder fliegen werde. Kam sie aber zu einem ruhigen Bewußtseyn: so reichte sie freundlich ihre Hand bald Hastevecken, bald der Gräfin, sagte Beiden gleiche Worte der Liebe, und wurde so der versöhnende Engel, der Beiden wohl that, mitten in ihrem Kummer und Schmerz.

Weinend saß die Gräfin neben dem Bette, ganz wieder die zärtliche Mutter, die sie sonst gewesen war. Sie gab Befehl, die Koffer von ihren Reisewagen wieder abzupacken, und Hastebeck schrieb einige Zeilen an ihren Arzt, und jagte einen reitenden Boten damit nach der Stadt.

Er hatte die Absicht gehabt, sich mit Tages Anbruch wieder aufs Pferd zu setzen, und zu versuchen, ob er nicht wenigstens dem Wege, welchen Herrmann genommen, auf die Spur

kommen könne. Jetzt hielt ihn aber die bange Besorgniß um Seraphinen so gefesselt, daß es ihm unmöglich war, sich von Aarhorst zu entfernen. Statt dessen, schrieb er zwei gleichlautende Briefe an Herrmann, mit der Nachricht, daß er keineswegs Seraphinens wirklicher Bruder sey, und daß er daher eiligst zurückkehren solle. Diese beiden Briefe gab er zwei Bedienten, mit der Vorschrift, auf zwei verschiedenen Straßen nach dem Schauplatz des Kriegs zu reiten, und Herrmanns Regiment aufzusuchen, bei dem er wahrscheinlich zu finden seyn werde. — Nur zu bald mahnte Kanonendonner aus der Ferne die beiden Boten, so rasch vorwärts zu eilen, als ihre Pferde zu laufen vermochten.

Der Arzt kam, und äußerte sich sehr bedenklich über Seraphinens Zustand. Ein zweiter Arzt, der herbei geholt wurde, äußerte sich eben so. Furcht und Hoffnung behaupteten im schnellen Wechsel die Oberherrschaft über die Herzen Derer, die mit der liebevollsten Sorgfalt das Krankenbett umstanden. Die Gräfin ließ sich nur zu gern und zu leicht durch jeden Schimmer

der heftigsten Fieberhitze, und bald klagte sie üb
unerträglichen Kopfschmerz, bald verfiel sie i
Phantasieen, die für die Anwesenden um
ängstigender waren, da sie fast von nichts sprach
als von dem Bilde mit dem todten Ritter, un
von einem Blitze, der bald auf sie hernieder flie
gen werde. Kam sie aber zu einem ruhigen Be
wußtseyn: so reichte sie freundlich ihre Hand
bald Hastevecken, bald der Gräfin, sagte
Beiden gleiche Worte der Liebe, und wurde so
der versöhnende Engel, der Beiden wohl that,
mitten in ihrem Kummer und Schmerz.

Weinend saß die Gräfin neben dem Bette,
ganz wieder die zärtliche Mutter, die sie sonst ge=
wesen war. Sie gab Befehl, die Koffer von ihren
Reisewagen wieder abzupacken, und Haste=
beck schrieb einige Zeilen an ihren Arzt, und
jagte einen reitenden Boten damit nach der
Stadt.

Er hatte die Absicht
Anbruch wieder aufs
suchen, ob er mich
chen Herrn

kommen könne. Jetzt hielt ihn aber die bange Besorgniß um Seraphinen so gefesselt, daß es ihm unmöglich war, sich von Aarhorst zu entfernen. Statt dessen, schrieb er zwei gleichlautende Briefe an Herrmann, mit der Nachricht, daß er keineswegs Seraphinens wirklicher Bruder sey, und daß er daher eiligst zurückkehren solle. Diese beiden Briefe gab er zwei Bedienten, mit der Vorschrift, auf zwei verschiedenen Straßen nach dem Schauplatz des Kriegs zu reiten, und Herrmanns Regiment aufzusuchen, bei dem er wahrscheinlich zu finden seyn werde. — Nur zu bald mahnte Kanonendonner aus der Ferne die beiden Boten, so rasch vorwärts zu eilen, als ihre Pferde zu laufen vermochten.

Der Arzt kam, und äußerte sich sehr bedenklich über Seraphinens Zustand. Ein zweiter Arzt, der herbei geholt wurde, eben so. Furcht und Hoffnung b

einer scheinbaren Besserung täuschen. Gern war sie jetzt bereit, auf den Namen Mutter Verzicht zu thun, wenn Die nur am Leben erhalten würde, welche sie mütterlich fortlieben mußte: es mochte ihre Tochter seyn, oder nicht. Hastebeck dagegen gab sich nur selten einer erheiternden Hoffnung hin. Er durchschaute mit richtigem Blick die Gefahr, in welcher die geliebte Kranke schwebte; und hätte er diese auch nicht gesehn: er würde dennoch, in dem Sinne seiner letzten, finstern Aeußerungen gegen Westold, als ein Leichhuhn an ihrem Bette gesessen und geseufzt haben: „Sie stirbt!" Und wollte er, um Trost zu suchen, an die Brust des treuen, frommen Freundes eilen: so sah er mit Schaudern, wie schrecklich die endliche Enthüllung des schmählichen Geschickes, dem die herrliche Schwester hatte erliegen müssen, auf Körper und Geist des zärtlichen Bruders gewirkt hatte; und so oft er sein blasses Gesicht, und seinen erloschenen Blick, und seine hinfällige, ganz zusammen gebrochene Gestalt mit einiger Aufmerksamkeit betrachtete, mußte er, wider

Willen, in seinem Innern seufzen: „Auch Dieser stirbt!“

So waren, in ewiger Länge, mehrere qualvolle Tage verstrichen, als eines Abends langsam ein Wagen in den Hof fuhr. Als der Knecht die Pferde anhielt, rief er, es möchte Jemand zum Helfen kommen, er brächte einen verwundeten Officier. Lebrecht stürzte zuerst hinzu; bald darauf standen auch Hastebeck und Westold an dem Wagen. Der Verwundete hatte das Gesicht mit Tüchern umwunden, und war mit einem Mantel bedeckt. — Herrmann! Herrmann!“ riefen ihm Alle, halb mit Schrecken, halb mit Freude, entgegen. Doch in der nächsten Minute ergab es sich, daß es nicht Dieser, sondern Langhof war, der Alles aufgeboten, und nicht Schmerzen noch weiten Weg gescheut hatte, um als Verwundeter in Westolds Familienkreise eine menschenfreundliche, ruhige Verpflegung zu finden.

Voreilig und unvorsichtig war die Nachricht, erst, daß ein verwundeter Officier angekommen, und gleich darauf, daß es Herrmann sey,

bis zu der Kranken gedrungen. So gefährlich sie hierdurch aufgereizt worden war, so gefährlich wurde sie gleich darauf durch den Widerruf jener frohen Botschaft niedergeschlagen. Ihr Zustand verschlimmerte sich seit dieser Stunde immer auffallender.

Fühlten sich nun gleich Alle, und besonders auch Hastebeck, auf eine sehr schmerzliche Art getäuscht, als man sah, daß der Angekommene nicht Herrmann war: so wurde Langhof doch sehr menschenfreundlich in Westolds Familie aufgenommen, und das gegenseitige Erkennen zwischen ihm und Hastebeck war so freudig und so traurig zugleich, daß mit ihnen die Umstehenden auf das Tiefste erschüttert wurden.

Langhof hatte, von einem kräftigen Säbelhiebe, eine Wunde im Gesicht und am rechten Arme; er war blaß und hinfällig; aber die Freude, den Mann noch einmal wieder zu sehen, der ihm vor dreiundzwanzig Jahren, um so theuren Preis, seine Freiheit erkauft hatte, regte ihn auf, als ob er noch ein lebensfroher Jüngling wäre, wie in jener Zeit; und sein

Mund floß über von den aufrichtigsten Versicherungen seiner unveränderten Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Hastebeck aber konnte nicht müde werden, in das eine, von den umgewundenen Tüchern frei gebliebene, schöne Auge des verwundeten Kriegers zu sehn, welches Dorotheens Augen so geschwisterlich ähnlich war. Er sprach mit ihm größtentheils nur von ihr; und die nächste Nacht führte ihm wieder einmal den schönen Traum von ihr vor die Seele, der sich durch sein Leben zog, wie der Besuch eines wohlthätigen, mährchenhaften Engels, der von Zeit zu Zeit unversehens in die Hütte eines Armen tritt, aber eben so unversehens wieder daraus verschwindet.

Als Hastebeck am folgenden Morgen einige Zeit am Bette der Kranken verweilt, und es dann, noch hoffnungsloser, als gestern, verlassen hatte, eilte er wieder zu Langhof, und vertraute ihm, unter Vergießung heißer Thränen, die Befürchtung, daß die Kranke ohne Rettung verloren sey. Da brach Langhof, ergriffen von dem trostlosen Schmerze des Freundes, endlich in die Worte aus: „Ach, wie grausam ist

der Todesengel im Aufsuchen der Opfer, die ihm fallen sollen! Wie winkt er mit seiner unerbittlichen Hand so oft nach dem schönsten, blühendsten Leben hin, während er vor Denen unbekümmert vorübergeht, die ihn suchen! Wie manchmal habe ich selbst ihn im Schlachtgewühle gesucht! In meinem letzten Gefecht glaubt' ich gewiß, mein Ziel zu erreichen, und dennoch lebe ich noch! — Ich hatte mit meinen Leuten eine Batterie zu decken, an der unserm General viel gelegen war. Mehrere Angriffe von Fußvolk hatte ich glücklich zurückgeschlagen, als durch einen kleinen Haufen von feindlichen, tollkühnen Reitern ein neuer geschah. Ihnen Allen jagte ein Officier voran, der schon den linken Arm in einer Binde trug, und sein erhitztes, schnaubendes Pferd, mit freiem Zügel, gerade auf unsre Kanonen losstürzen ließ. Die Kugelsaat, die ihm entgegen gedonnert wurde, scheuchte sein Pferd für einen Augenblick zurück; aber mit dem Rufe: „Sieg und Tod!" warf er es mit der rechten Hand herum, schwang dann seinen Säbel hoch empor, und stürzte von neuem auf die

Batterie los. Die Kanoniere entflohen! selbst meine Reiter schienen von einem panischen Schrecken ergriffen zu seyn. Da warf ich mich dem tollkühnen Anführer der Stürmenden entgegen. Ein Paar Mal trafen sich unsere Klingen, ohne daß wir einander beschädigten. Aber im Augenblicke, wo mein Säbel in seine Brust drang, fiel der seinige auf meinen Kopf und Arm, und blutend stürzten wir Beide dicht neben einander auf den Boden. Als er hörte, daß ich einige deutsche Worte über den Verlust der Batterie sprach, nickte er mir freundlich zu. — „Braver Kriegskamrad!" sagt' ich — „steht es schlimm mit Dir?" — „Nicht so, wie ich es wünschte!" stöhnte er mir zu — „Ich suchte einen schnellen Tod. Gieb mir ihn noch! aber mit meinem eigenen Säbel!" — So schwach er war, reichte er mir doch seinen Säbel zu. Da drückte ich ihm, wie einem Freunde, die Hand. „Unglücksbruder!" stammelte ich ihm zu — „auch ich suche schon lange den Tod! Ach, warum schlugst Du mir nicht eine noch tiefere Wunde?!" Und so schob ich ihm meinen Säbel zu, den

er, mit schwacher Hand, noch an das Herz drücken zu wollen schien. Er konnte nicht mehr antworten; als er aber hinweggetragen werden sollte, nickte er mir noch freundlich zu, und hielt meinen Säbel fest, wie ich den seinigen, als man, bald nachher, auch mich hinweg von dem Kampfplatze trug. — Ach, warum nahm nun der Tod nicht lieber mich, oder jenen Verzweifelten, statt des beklagenswerthen Opfers, das er sich hier ausersehn zu haben scheint!"

In seiner tiefen Betrübniß hatte Hastebeck freilich nur halb hingehört nach dieser Erzählung; doch waren ihm die Worte über den Umtausch der Säbel nicht entgangen. Als er nun bald darauf im Zimmer auf- und abging, fiel ihm der Säbel, der in einem Winkel stand, zufällig in die Augen, und unbefangen griff er danach, um ihn, absichtslos, anzusehn.

Doch kaum waren seine Blicke auf den Griff des Säbels geheftet: so stieß er einen lauten Schrei des Entsetzens aus, denn er sah, daß es Herrmanns Säbel war, den er in der Hand hielt. „Unglücklicher!" rief er Langhofen

zu — „Welch ein theures Leben hast Du wahrscheinlich vernichtet!“

„Wen denn? Wen?“ fragte Langhof betroffen.

Als er nun hörte, daß sein Gegner der Sohn des Grafen Flankenborn sey, wollte er erst seinen Ohren nicht trauen; da er aber die Bestätigung vernahm, richtete er sich auf von seinem Schmerzenslager, riß Hastebecken den Säbel aus der Hand, und befah ihn, als ob auch ihm die Kennzeichen daran bekannt wären, und brach in wilde, schreckliche Freude darüber aus, daß er den Zerstörer seines Lebensglücks, wenn auch nicht selbst, doch wenigstens in seinem Sohne, blutig gestraft habe.

„Und mit ihm uns Alle! auf die schrecklichste Weise!“ unterbrach ihn Hastebeck, mit bebender Stimme. Aber der Rachedürstige hörte das nicht, und pries, bald betend, bald fluchend, das wunderbare Geschick, das ihm den Sohn seines Feindes entgegen geführt habe. Den Schmerz der Umstehenden sah er nicht eher, bis er, erschöpft von übertriebener, leidenschaftlicher An-

strengung, wieder auf sein Lager zurück gesunken war. —

Hastebecks nächster Gedanke war, den schwer verwundeten Herrmann aufzusuchen, obgleich Langhof behauptete, daß das ein nutz=loses Bemühen seyn werde. Aber indem sie eben noch darüber sprachen, wo Herrmann wohl zu finden seyn könne, kam Marie mit der Schreckensbotschaft ins Zimmer, daß Sera=phinens Zustand plötzlich sehr schlimm verändert zu seyn scheine. Athemlos eilte Hastebeck an das Bette der heißgeliebten Tochter, die mit ge=brochenem Auge schon ihren Todeskampf bestand, und nichts mehr von seinem betrübten, zärtlichen Zuruf ihres Namens vernahm. Hätte er weinen und beten können, wie Auguste, und Marie, und die Gräfin, die auf ihren Knieen neben dem Sterbebette lag: er wäre glücklich gewesen, im Vergleich mit dem Zustande, in welchem er sich befand. In thränenloser, stummer Verstörtheit stand er neben der früh zerknickten, schönen Blume, die seit langen Jahren seines trüben Lebens höchste, fast einzige Freude gewesen war; und mit einem

Schmerzgefühl, als ob eine zertrümmerte Welt gegen seine Brust stürzte, stammelte er endlich: „Sie ist todt!“

Selbst im höchsten Grade des Trostes bedürftig, versuchte doch Westold, dem unglücklichen Freunde ein Wort des Trostes zu sagen, und zog ihn mit Bruderarmen an seine hochathmende Brust. Doch ohne die Umarmung zu erwiedern, sagte Hastebeck zu ihm: „Still doch! still! Es mußte ja so kommen! Ich kenne mein Geschick. — Gieb acht: auch Herrmann ist todt! vielleicht schon begraben!“ — Er fragte jetzt auch gar nicht mehr, ob Herrmann gestorben seyn möge, sondern nur noch, wann und wo?!

Die Gräfin drückte Seraphinen die schönen Augen zu, die nun ausgeleuchtet hatten, wie zwei untergegangene Sterne. Auch einen Kuß drückte sie noch auf den Mund, der, in seiner jetzigen Bläße, einer verblichenen Rose glich, und auf immer verstummt war, wie eine zerrissene Saite. — Keine andern, als Hände der Liebe, durften die theure Leiche berühren; und

Auguste sorgte, daß sie im Sarge mit einem Kranze von weißen und rothen Rosen geschmückt ward, wie früher Westolds unglückliche Schwester.

Als dieß eben geschehen war, kam einer der ausgesandten Briefboten zurück. Hastebeck eilte ihm entgegen, und starrte ihn, mit vorgehaltenen Händen und feuchten Augen, einige Sekunden schweigend an. Auch der Bote hatte den Muth nicht, zu sprechen. — „Wo liegt er begraben?" stammelte Hastebeck dann, mit weicher, gebrochner Stimme. — „Er wünschte, hier begraben zu werden," erwiederte traurig der Diener. „Der Wagen mit dem Sarge wird bald hier seyn." — Aus der Heftigkeit, mit welcher Hastebeck bei diesen Worten bebend zusammen fuhr, sah man, daß er doch noch auf die Erhaltung Herrmanns, ohne sich dessen bewußt zu seyn, gehofft haben mußte, so bestimmt er auch schon von seinem Tode gesprochen hatte.

Der Diener erzählte, daß er den Verwundeten erst am dritten Tage nach dem Gefecht in einer kleinen Stadt aufgefunden habe; als er sich

den Brief vorlesen lassen, sey sein Gesicht sehr freundlich erheitert worden; er habe den Brief noch mit schwacher Hand an die Lippen gedrückt, aber bald, im Gefühl seines herannahenden Todes, gesagt, er werde Seraphinen nie wieder sehn, und wenn auch sie sterben sollte, so möchte man ihren Sarg neben den seinigen stellen; nach wenigen Stunden sey er dann, in Folge eines neuen Blutverlustes aus seiner Wunde, gestorben. — Leise mit dem Kopfe nickend, und wie im Traume, sagte Hastebeck: „Amen! Amen! Gut so! Der grausame Tod hat Barmherzigkeit an ihnen geübt! Er hat die Unglücklichen, die der grausame Vater auseinander riß, in seinem dunkeln Reiche wieder vereinigt! Braucht doch nun Einer nicht um den Andern zu weinen!" — Still und stumm saß er dann auf einer Stelle, bis der Wagen mit dem Sarge kam, den man zur Rechten von Seraphinens Sarge, in dem schwarz ausgeschlagenen, kerzenhellen Saale aufstellte.

Die allgemeine Trauer hatte neue Nahrung erhalten. Alles war versunken in die allertiefste

Betrübniß. Selbst Langhof war erschüttert, und bat Lebrechten dringend, ihn nach der nächsten Stadt, wo ein Lazareth war, bringen zu lassen, weil er es nicht länger aushalten könne in einem Kreise, zu dessen erneuter Trauer er die nächste Veranlassung gegeben habe. Beim Abschiede bat er Hastebecken mit bittrer Selbstanklage, ihm den vorgestrigen, wilden Ausbruch rachsüchtiger Schadenfreude zu verzeihn, und ihn nicht zu hassen bei der Trauer über den Todten.

„Beruhige Dich darüber!" antwortete ihm Hastebeck — „Ich sehe in Dir nur ein Werkzeug der Vorsehung, und nie werde ich Dorotheens Bruder hassen können." —

Der folgende Tag war zur Beisetzung der Särge in die Familiengruft der Gräfin unter der Kirche bestimmt. Vorher waren sie, geöffnet, vor dem Altare aufgestellt, Seraphinens Leiche mit dem Kranze von Rosen, Hermanns Leiche mit einem Lorbeerkranze geschmückt. Hunderte weinten bei dem Anblick des so früh dahin gerafften, jungen Paares. Selbst die fremdesten Zuschauer waren gerührt, und sangen

voll wehmüthiger Andacht das Sterbelied mit. Hastebeck aber saß stumm und bewegungslos, wie zu Stein geworden, dicht neben Seraphinens Sarge — ein Bild des herzzerreißendsten Kummers.

Westold, der sich, aller Abmahnungen ungeachtet, nicht hatte wollen zurückhalten lassen, seine heutige, allzu erschütternde Amtspflicht zu erfüllen, wankte jetzt, langsamen Schrittes, vor den Altar, tief zu Boden das blasse Gesicht geneigt. Er vermochte nicht, hin zu blicken nach den Todten, die er auf der nemlichen Stelle vor Kurzem erst zur Heiligung ihres Bundes der Liebe gesegnet hatte, und die er heute, in ihren engen Särgen, segnen sollte zu ihrem Eingange in das Land des ewigen Friedens! —

Zitternd erhob er die gefalteten Hände über der Brust; zitternd stammelte er einige Worte des frommen Gebets, das er sprechen wollte; noch zitternder versuchte er, sie zu wiederholen — da versagte ihm plötzlich die Stimme; es schien dunkel zu werden vor seinen Augen; er wankte, und streckte die Hände aus, als ob er sich irgendwo

anhalten wolle. Schnell sprang Hastebeck zu ihm hin, daß er nicht falle. Er wurde halb ohnmächtig nach seiner Wohnung geführt, und wochenlang lag er in hoffnungslosem, zum Theil bewußtlosem Zustande auf hartem Krankenlager danieder. Jedermann, vorzüglich Hastebeck, hielt ihn für verloren, und Dieser sagte im bittersten Schmerz über die Grausamkeit seines Schicksals, es habe nicht anders seyn können, denn der Verlust seines theuersten, geliebtesten Freundes gehöre zu der Vollendung seines eignen, furchtbaren Geschicks.

Die Gräfin schickte sich an, auf immer Aarhorst zu verlassen, um in klösterlicher Stille das harte Mißgeschick ihres verfehlten Lebens zu betrauern. — Hastebeck wendete nichts dagegen ein. Aber um noch ein gutes Werk zu thun, sorgte er, daß sie Lebrechten und Marien auf immer eine gute Lage sicherte. Dann nahm er Abschied von diesen Beiden und von Augusten mit wenigen, traurigen Worten; und mit krampfhaft gehobenem Athem, mit starrem, verzweiflungsvollem Blicke trat er noch einmal an

das Bette des bewußtlos liegenden Kranken, den er schon für einen fast Hingeschiedenen hielt, dessen Tod er aber nicht sehen wollte, aus Furcht vor einem neuen, gespenstischen Bilde in seiner traurig verstörten Phantasie. In stummem Schmerz drückte er noch einen herzzerreißenden Kuß auf des Kranken Stirn; und erst als er das Haus hinter sich hatte, sprach er mit der furchtbaren Kälte eines ganz zerstörten Gemüths: „Nun ist Alles aus! Nun hab' ich nichts mehr zu verlieren! Ein Kleinod meines Herzens nach dem andern hat der unerbittliche, finstre Räuber zu seiner Beute gemacht. Geschlossen auf immer ist bei mir die Rechnung mit der Freude, mit der Freundschaft, und mit der Liebe."

Er eilte von Aarhorst hinweg, ohne einen einzigen Rückblick nach dem sonst so theuren Orte zu thun, der für ihn nur noch eine große, traurige Grabstätte war. Er eilte, so sehr er konnte, nach der Residenz, um seine Vermögens-Angelegenheiten zu ordnen, und dann den ganzen Welttheil, in welchem der Krater lag, der seinen

Glücks=Tempel verschlungen hatte, auf immer zu verlassen.

Als er eben aus der Residenz wieder abreisen wollte, traf der Graf dort ein. Das unerwartete Begegnen von Beiden glich dem Gegeneinanderfliegen von zwei heißen, feindlichen Kugeln, die, halb zusammengedrückt im harten Stoße, schnell ermattet mit=und nebeneinander zu Boden fallen.

Der Graf schäumte vor Wuth, bei Hastebecks Anblick, über die eigenmächtige Verheirathung ihrer Kinder. Hastebeck aber donnerte ihm entgegen, daß Beide, als die unschuldigen Opfer seiner zügellosen, frevelhaften Leidenschaftlichkeit, gefallen wären, wie früher schon Werner, und die schändlich betrogene Marie. Er schalt ihn daher einen vierfachen Mörder, und rief ihm mit furchtbarem Tone zu, daß Herrmann, nach der Rachegöttin Willen, von Langhofs Hand gefallen sey.

Wie niedergeschmettert von einem strafenden Blitze, stürzte der Graf auf den Sopha, vor dem er gestanden hatte, zerraufte in gräß=

licher Verzweiflung sein Haar, und verfluchte laut sein Geschick und sich selbst. — Er hatte Seraphinen, wie ein jugendlicher Wüstling, Herrmannen aber, wie ein zärtlicher Vater, geliebt! Beide sah er ins Grab gestürzt durch seine Schuld! Und daß sein unglücklicher Brief den geliebten Sohn gerade gegen Langhofs tödtlichen Säbel getrieben hatte, das zermalmte sein Innres bis auf den tiefsten Grund! Der rücksichtlose Frevler, dessen einziger Götze bisher sein ungezügelter Sinnentrieb gewesen war — Der bisher die Tugend für eine Thorheit, den Glauben an Gott und Vorsehung für einen mährchenhaften Wahn gehalten hatte — er erblickte jetzt einen furchtbaren Sinn in der Verkettung seiner ersten, folgenreichen Frevelthat mit dem blutigen Tode seines geliebten, aber in sündlicher Umarmung erzeugten, Sohnes — und mit einem Schauder, der sein innerstes Mark durchbebte, faßte er zum ersten Male den Gedanken: Es ist ein Gott! ein hoher, ewiger Richter, der mit strenger Waage die guten und die bösen Thaten der Menschen wägt, und früh oder spät sie lohnet

oder straft! — Wie vernichtet in seinem Innern, rief er aus: „Ich bin elend! elend auf immer! Mein gewonnener Reichthum ist mir nun nichts! nichts! denn ich kann die geliebten Todten damit nicht wieder erwecken, und den Fluch nicht hinwegwälzen, der auf meinem Leben liegt!" —

Er vermochte nicht mehr, zu Hastebecken aufzublicken; und als Dieser ihn in solcher innern Zerstörung, allen Furien eines qualvollen Bewußtseyns anheim gefallen, erblickte, verstummte seine strafende Rede; er gab den Gedanken an einen Zweikampf auf Leben und Tod, mit dem er dem Grafen entgegen getreten war, im unabweisbaren Gefühle des Mitleids auf, und sie, die in flammendem Haß und Zorn auf einander gestoßen waren, sie schieden still und tiefgebeugt von einander; und der schwere Seufzer, der sich, bei ihrer Trennung, der Brust eines Jeden entwand, vertrat bei Jedem das schwere Abschiedswort. —

Ohne sich weiter durch etwas aufhalten zu lassen, eilte Hastebeck nun, fast immer

mit geschloßnen Augen in die Ecke seines Wagens gedrückt, der Nordsee zu. —

In der Kirche zu Ottensen ward ihm endlich der lange gehegte Wunsch gewährt, Dorotheen noch einmal wieder zu sehen. Der Gastwirth, bei dem er eingekehrt war, zeigte sie ihm dort. Er selbst hätte sie schwerlich herausgefunden aus den hundert fremden Gesichtern, zwischen denen sie war. Die Blüthe ihrer Schönheit war vor der Zeit verwelkt! In jeder ihrer Mienen, in jedem ihrer tief gesenkten Blicke glaubte er zu lesen, wie traurig und düster ihr Eheleben gewesen seyn müsse. Ein Bild des tiefsten Kummers trat in seiner Seele an die Stelle des sonstigen, engelschönen Traumbildes. Eine neue Trauer erfüllte sein Herz!

Als der Gottesdienst geendet war, stellte er sich, vor der Kirchthür, neben Klopstocks Denkmal, und dachte mit Seufzen, wie begeistert er, in den glücklichen Tagen ihrer Liebe, aus des unsterblichen Dichters Selmar und Selma seiner Dorothee vorgelesen hatte:

„Selma, ich sterbe mit Dir!
Den Schmerz soll Selma nicht fühlen,
Daß sie sterben mich sieht!“

Dicht neben ihm ging jetzt langsam Dorothee vorüber, ohne ihn zu erkennen oder zu beachten! Er zitterte, er bewegte die Lippen; fast hörbar schlug ihm das Herz in der Brust. Er fürchtete sich davor, von ihr erkannt zu werden, und dennoch that es ihm weh, daß es nicht geschah. Wenig fehlte, daß er ihre Hand ergriff. Aber doch stand er jetzt ein ganz Anderer da, als er noch vor wenigen Monaten da gestanden haben würde. In dem ungeheuren Schmerze über die Todten, um die er jetzt trauerte, erschien die alte Schwärmerei der Liebe ihm jetzt als eine verklungene, weichliche Musik. — Nicht mehr, um zu kosen mit Dorotheen, wie in den Jahren der blühenden Jugend; wohl aber, um ihr, aus der Fülle des tief bewegten Herzens, Worte des Mitleids und der Trauer zu sagen, und um sich noch einmal recht auszuweinen an ihrem Herzen, wäre er ihr gern in ihre Wohnung nachgefolgt; aber er meinte, daß er in dem Gemüth der Un-

glücklichen nur ein neues, geschärftes Gefühl ihres Unglücks aufregen würde, wenn er sich ihr zu erkennen gäbe, und sie an die schöne Zeit ihrer glücklichen Liebe erinnerte. Das hielt er jetzt für eine Sünde, der er sich nicht schuldig machen dürfe. Selbst die Störung der Trauer um seine Todten, durch das Aufleben eines andern wehmüthigen Gefühls in seiner Seele, hielt er für eine Sünde. Standhaft bekämpfte er daher das Verlangen, ihr nachzufolgen in ihre Wohnung, und sich ihr zu erkennen zu geben; und nur seine bethränten Blicke und seine frömmsten Wünsche begleiteten sie, bis sie an der Thür ihres Hauses verschwand. Leise seufzte er ihr nach: „Selma! Selma! ich möchte sterben mit Dir!“

Auch sie war ihm jetzt auf immer verschwunden, wie eine Todte; und der, sonst so hoch flammende Berg seines Herzens war nun gänzlich zum schwarzen Krater geworden, voll kalter, trauriger Asche. —

Am Strande von Cuxhaven sah er endlich das Meer, das alte Ziel seiner wilden, jugendlichen Träume und Wünsche! Von einem schwi-

len, düstern Himmel überspannt, lag es, in weiter Ausdehnung, dunkel und ruhig vor seinem weit hinausstarrenden Auge, gleich einer ungeheuren, geheimnißvollen Tafel, welche er um das Räthsel seines künftigen Geschicks befragte, ohne eine Antwort zu erhalten.

„Bist auch Du gestorben," sprach er — „Du sonst so bewegliches, unbezähmbares, lautbrüllendes Ungeheuer? Hast Du keine Stimme für mich?"

Ein starker Westwind weckte die schlummernden Wellen, gab ihnen laute und immer lautere Stimmen, und warf ihnen hohe, flüchtige Kronen von Millionen weißer Perlen auf die emporsteigenden Häupter. „Das sind die Stimmen und die Geister meiner Lieben!" sagte Hastebeck mit hochklopfender Brust — „Sie rufen und winken mir mit tausend Tönen und Zeichen der Liebe!" —

Mit dem ersten, absegelnden Schiffe verließ er Europa. Pfeilschnell durchschnitt es bei seinem Auslaufen die Wellen! Aber nur seine Trümmern wurden endlich an eine ferne Küste

geworfen; und das Meer, wonach Hastebeck sich so lange gesehnt hatte, wurde sein Grab.

Als Westold, der langsam Wiedergenesene, nach Jahr und Tag einen Brief mit dieser Trauerbotschaft erhielt, wankte er schweigend aus seinem Familienzimmer, um, vor den versammelten Seinigen, den bittern Schmerz, von dem er ergriffen war, zu verbergen. Doch es war Diesen nicht entgangen, daß irgend Etwas sehr heftig seine Seele bewegte, und sie folgten ihm also nach wenigen Minuten nach. Da fanden sie ihn in seinem Zimmer, Hastebecks Bilde gegenüber stehend, bitterlich weinend, die Hände über der Brust gefaltet, wie ein Betender. Auf ihre Fragen erwiederte er keinen Laut, sondern winkte nur, noch heftiger weinend, nach dem Bilde hin. — „Er ist doch nicht todt?" fragten Auguste und Marie in großer Bestürzung. — „Er ist's!" antwortete Westold mit schmerzgebrochener Stimme, und sank der Gattin in den Arm, und wurde von den Kindern mit umarmt; und ihrer Aller Thränen und

Glücks=Tempel verschlungen hatte, auf immer zu verlassen.

Als er eben aus der Residenz wieder abreisen wollte, traf der Graf dort ein. Das unerwartete Begegnen von Beiden glich dem Gegeneinanderfliegen von zwei heißen, feindlichen Kugeln, die, halb zusammengedrückt im harten Stoße, schnell ermattet mit=und nebeneinander zu Boden fallen.

Der Graf schäumte vor Wuth, bei Hastebecks Anblick, über die eigenmächtige Verheirathung ihrer Kinder. Hastebeck aber donnerte ihm entgegen, daß Beide, als die unschuldigen Opfer seiner zügellosen, frevelhaften Leidenschaftlichkeit, gefallen wären, wie früher schon Werner, und die schändlich betrogene Marie. Er schalt ihn daher einen vierfachen Mörder, und rief ihm mit furchtbarem Tone zu, daß Herrmann, nach der Rachegöttin Willen, von Langhofs Hand gefallen sey.

Wie niedergeschmettert von einem strafenden Blitze, stürzte der Graf auf den Sopha, vor dem er gestanden hatte, zerraufte in gräß=

licher Verzweiflung sein Haar, und verfluchte laut sein Geschick und sich selbst. — Er hatte Seraphinen, wie ein jugendlicher Wüstling, Herrmannen aber, wie ein zärtlicher Vater, geliebt! Beide sah er ins Grab gestürzt durch seine Schuld! Und daß sein unglücklicher Brief den geliebten Sohn gerade gegen Langhofs tödtlichen Säbel getrieben hatte, das zermalmte sein Innres bis auf den tiefsten Grund! Der rücksichtlose Frevler, dessen einziger Gott bisher sein ungezügelter Sinnentrieb gewesen war — Der bisher die Tugend für eine Thorheit, den Glauben an Gott und Vorsehung für einen mährchenhaften Wahn gehalten hatte — er erblickte jetzt einen furchtbaren Sinn in der Verkettung seiner ersten, folgenreichen Frevelthat mit dem blutigen Tode seines geliebten, aber im sinnlichen Verblendung erzeugten, Sohnes — und mit einem Schauder, der sein innerstes Mark durchbebte, faßte er zum ersten Male den Gedanken: Es ist ein Gott! ein hoher, ewiger Richter, der mit strenger Waage die guten und die bösen Thaten der Menschen wägt, und früh oder spät sie lohnet

Klagen gaben Zeugniß, wie herzlich sie den Todten geachtet und geliebt hatten.

Immer hatte in Westolds Herzen die leise Hoffnung noch fortgelebt, daß Hastebeck, wenn er, wie zu erwarten war, in keinem fernen Welttheile finden würde, wonach sein Herz sich sehnte, in alter Liebe zurückkehren werde zu dem alten Jugendfreunde in der Heimath. Die plötzliche Zerstörung dieser Hoffnung erfüllte Westolden mit namenloser Betrübniß; und das Gefühl der Unersetzlichkeit dieses Freundes war eine neue, traurige Verdüsterung seines Lebens. Doch mit frommer Ergebung in den Willen Dessen, der unsre Schicksale lenkt, bestand er auch diese schwere Prüfung. Seine Thränen sanken auf den Boden hinab; aber sein Blick war gen Himmel gerichtet; sein Herz flüchtete mit seinem neuen Schmerze zu dem Hohen, Heiligen über den Sternen, dem ein kindlich-frommer Sinn so gern seinen Kummer vertraut.

Mit immer stillerer, frömmerer Fassung dachte er an den eigenen Tod; ja es gab Augenblicke, in denen er dieß mit wahrer, freudiger

Sehnsucht that. Immer mehr konnte man von ihm sagen, daß er schon halb dem Himmel angehörte, denn die eigentlichen irdischen Sorgen lagen tief unter ihm, und er lebte nur in dem heiligen Berufe, sich und Andere vorzubereiten auf ein gewissenruhiges Hintreten vor den Richterstuhl eines ewigen Richters, und auf eine selige Wiedervereinigung mit den vorangegangenen Lieben.

Ende des dritten und letzten Bändchens.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eberhard, August G.,

Westold und sein Freund

Bd.: 3

Halle (1830)
P.o.germ. 288 d-11/12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107527-3